Westfälische Sitten und Bräuche im Lebenslauf

Heimatverein der

Gemeinde Nordkirchen e.V.

Westfälische Sitten und Bräuche im Lebenslauf

Westfälische Sitten und Bräuche im Lebenslauf

Heimatverein der

Gemeinde Nordkirchen e.V.

Herausgeber: Heimatverein Nordkirchen e.V.
2/2002

Text und Heftgestaltung: Hubert Kersting

Druck: Selbstverlag

Quellennachweis: Jahrbücher des Kreises Coesfeld 1985–1992

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	9
1. Die Geburt	11
2. Taufe	23
3. Erziehung und Kinderspiele	32
4. Schule	39
5. Die Erste Heilige Kommunion	43
6. Die Heirat	46
7. Die Hochzeit	59
8. Der Tod	73
9. Die Beerdigung	79
10. Der Tagesablauf auf dem Bauernhof	82

Vorwort

In den vergangenen Jahren kann eine verstärkte Hinwendung zur Brauchpflege beobachtet werden; allerdings können viele Bräuche (Brüke) nicht mehr in unsere heutige Zeit hinübergerettet werden und sind unwiderruflich verlorengegangen. Was noch lebt oder nach oft jahrzehntelanger Unterbrechung wiederbelebt wurde, ist oft mit neuzeitlichen Ausprägungen versehen.
Bei den nachfolgenden Ausführungen soll vom weiten Feld des Brauchtums nur ein kleiner Ausschnitt angeboten werden, also z.B. nicht das Sternsingen, die Martinsfeiern, Weihnachtsbräuche und andere Feste, die sich zumeist auf das Kirchenjahr beziehen - vielmehr geht es um Bräuche im Lebenskreis der Menschen, bei Veränderungen in der Familie: von der Geburt bis zum Tod, dies beschränkt auf das Gebiet des heutigen Landkreises Coesfeld. Es sollen dabei auch Beziehungen im sozialen Raum, das Verhältnis zu den Mitmenschen und die Verwurzelung in christlicher Tradition aufgezeigt werden. Eine besonders ausgeprägte wissenschaftliche Grundlage gibt es für diese Arbeit nicht. Es ging einzig und allein darum, Bräuche zusammenzutragen, ganz gleich, ob sie bereits der Vergangenheit angehören oder noch heute - vielleicht in abgewandelter Form - bekannt sind. Gerade bei Bräuchen, die schon seit Jahrzehnten nicht mehr gepflegt werden, hat der Verfasser Wert auf möglichst eingehende Beschreibung gelegt, damit sie kommenden Generationen nachvollziehbar überliefert werden können.
Bei seinen Befragungen hat der Verfasser auch festgestellt, dass Bräuche von Dorf zu Dorf unterschiedlich sein können, manchmal nur in Nuancen; auch zeigte sich, dass z. B. ein bestimmter Brauch schon im Nachbardorf nicht üblich war. Hier sehen wir das gleiche Bild wie bei der plattdeutschen Sprache, die sich im Laufe von Jahrhunderten von Dorf zu Dorf nicht einheitlich entwickelte, sondern auch Aus-

drücke hervorbrachte, die in der Nachbarschaft schon unbekannt waren und sind. Dies muss kein Nachteil sein -im Gegenteil: Bräuche und Sprache zeugen von der vielgestaltigen Ausdrucks- und Gestaltungskraft der ländlichen Bewohner. Es muss daher lobend hervorgehoben werden, wenn Heimatvereine und andere interessierte Mitbürger heimatliche Kultur (Bräuche, Sprache) wieder in die Erinnerung rufen, auch und gerade in ihrer Unterschiedlichkeit. Schließlich noch ein Hinweis: Diese Arbeit erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit.

Heinz Rüschenschmidt

Bräuche im Lebenslauf

1. Die Geburt

Die Geburt eines jungen Erdenbürgers ist von alters her eng mit dem Brauchtum verbunden, auch schon in vorchristlicher Zeit. Die Tatsache, dass Hausgeburten immer seltener werden - eine Entwicklung, die sich von den 1950er Jahren an verstärkte -, ist ganz gewiss ein Hauptgrund dafür, dass die Bräuche im Zusammenhang mit der Geburt eines Kindes mehr und mehr in Vergessenheit gerieten. Dies fängt an mit der Beantwortung der Frage, wer die kleinen Kinder bringt, über Bräuche, die die Wöchnerin betreffen, bis hin zur sogen. "Aussegnung". Diese Schritte sollen nun im einzelnen gegangen werden.

Wer bringt die kleinen Kinder?

Im nordwestdeutschen Raum (aber auch Teilen von Bayern und Österreich) sind es ganz allgemein Storch und Hebamme, die nach dem Kinderglauben, aufgrund von Reden der Erwachsenen, als Kinderbringer benannt werden. Allerdings gibt es auch regionale Unterschiede. Im südwestlichen Münsterland (südl. Teil des Krs. Coesfeld, darüber hinaus auch in Werne und Lünen) kamen die kleinen Kinder aus dem "Pütt". Darunter verstand man den gemauerten Steinbrunnen am Hause, aus dem das Wasser geschöpft wurde; er war zwischen 5 und 15 m tief, je nach Lage der wasserführenden Bodenschicht.

Über der Erde war dieser "Pütt" noch etwa 1 m hoch gemauert und abgedeckt (zumeist mit Holzbrettern), damit niemand hineinfallen und zu Schaden kommen konnte."

In Seppenrade sagten die Erwachsenen auf die Frage der heranwachsenden Kinder. "Die kleinen Kinder kommen aus dem gelben Köffer-

chen." Diese Erklärung und Redensweise geht darauf zurück, dass die Hebamme seinerzeit, bis ca. 1960, mit einem gelben Köfferchen unterwegs war, um Geburtshilfe zu leisten; heute allerdings leistet die Hebamme fast ausschließlich im Krankenhaus ihre Dienste. Das "gelbe Köfferchen" war eine stabile, aus Leder gefertigte Tasche in gelber Farbe; oben war eine Schiene angebracht, die das Köfferchen geschlossen hielt. Mit einem Knopfdruck konnte man diese Schiene zur Seite drücken -und schon sprang das "gelbe Köfferchen" auf. An der Kopfseite ("vörkopps") hatte das geschlossene Köfferchen etwa die Form eines Dreieckes.
Da die Hebamme seit ca. 1960 nicht mehr ins Haus kommt, ist auch die Erklärung, die kleinen Kinder kämen aus dem "gelben Köfferchen", nicht mehr "glaubhaft" und somit hinfällig geworden. Danach folgte die Auskunft der Erwachsenen, dass der "Storch" das Neugeborene bringe (manchmal auch mit dem Zusatz, der Storch würde das Kind aus dem Brunnen holen). Um kritisch nachfragenden Kindern dies auch "beweisen" zu können, wurde der Wöchnerin ein Verband am Fuß angelegt, damit sie mit dem Hinweis darauf sagen konnte, der Storch habe ihr "ins Bein gebissen". In Coesfeld selbst war immer nur die Rede davon, die kleinen Kinder kämen aus dem ‚Pütt"; in der Umgebung von Coesfeld hieß es, die "Tante X (Hebamme) met de Kinnertask" (Kindertasche) bringe die kleinen Kinder, d. h. das kleine Kind wurde von der Hebamme gleich in der "Kinnertask" mitgebracht.

Die werdende Mutter

Für die werdende Mutter gab es besondere Verhaltensregeln: Mutter und Kind sollten vor jedem nachteiligen Einfluss bewahrt bleiben. Die Achtung vor dem werdenden Leben hatte einen sehr hohen Stellenwert, besonders auch in der Behutsamkeit des Umgangs miteinander. Auf der anderen Seite - und das muss kein Widerspruch sein -

gab es auch Fälle, in denen die werdende Mutter auch schwere körperliche Arbeit verrichten musste, und zwar bis in die letzten Tage ihrer Schwangerschaft hinein, z.B. Kühe melken, Schweine füttern, Garben binden, wenn niemand anders für diese Tätigkeiten vorhanden war. Wenn man in diesem Zusammenhang überhaupt von einer Kinderplanung sprechen kann, dann insofern, als man in der ländlichen Bevölkerung allgemein darauf sann, dass kleine Kinder möglichst im Winter geboren wurden - mit Rücksicht auf die Arbeiten in der Landwirtschaft.

Wenn eine werdende Mutter aus dem Haus ging, um z.B. Nachbarn zu besuchen oder den Nachmittags Kaffee aufs Feld zu bringen, sagte man ihr wohl: "Du krüppst mi aower nick unner'n Droht hier!" (Du kriechst mir aber nicht unterm Draht her) - womit nachdrücklich um Vorsicht gebeten wurde. Jeglicher Schaden sollte von Mutter und Kind ferngehalten werden. Mitfühlen und Besorgtsein können auch in plattdeutscher Sprache sehr wohl verständlich ausgedrückt werden.

Die hoffende Mutter durfte auch keine Leichen sehen oder sich sonst wie erschrecken; gerade das Erschrecken ("Verseihn" -Versehen; "Se draff sik nich verseihn, verkieken" - "Sie darf sich nicht versehen") vor etwas nicht Alltäglichem sollte tunlichst vermieden werden. Geschah es doch einmal, so bangte man darum, ob das Kind mit einer Hasenscharte, einem Blutschwamm o. ä. auf die Welt kommen könnte.

Befand sich im Hause ein geisteskrankes Familienmitglied, so wurde dieses für die Dauer der Schwangerschaft bei Verwandten oder Bekannten untergebracht, sofern dies irgendwie möglich war. Dieser Aufgabe fühlte sich vornehmlich die ältere Generation, d. h. die Eltern oder Schwiegereltern der werdenden Mutter, verpflichtet.

Die Geburt

In der Regel fand die Geburt zu Hause statt, und zwar bis etwa 1960; dabei hatte die Hebamme ("die Hebende") eine entscheidende Aufgabe. Ärztliche Hilfe wurde nur in Ausnahmen erbeten, wenn es z.B. zu Komplikationen bei der Geburt kam bzw. diese vorherzusehen waren. Manchmal, bei normalen Geburten, wenn bereits ein Kind vorhanden war und das Haus z.B. des Kötters sehr abgelegen lag, war auch nur eine erfahrene Nachbarin zugegen. Allgemein jedoch kann man sagen, dass die werdende Mutter und die Hebamme allein waren und diese beiden das Kind zur Welt brachten. Die eine oder andere Nachbarsfrau schaute auch wohl mal gelegentlich für kurze Zeit herein, vielleicht für eine halbe oder eine Stunde.

Im Gegensatz zu heute war selbst der werdende Vater von diesem Geschehen ausgeschlossen, musste in der Küche oder der "guten/ besten Stube" auf die Dinge warten. Sein Tätigsein beschränkte sich allenfalls auf kleine Hilfsdienste, z. B. Vorsorge für heißes Wasser, Kaffeekochen, Beschäftigung mit den übrigen Kindern usw.

Auf den meisten Stellen betete der Vater vor und während der Geburt mit den älteren Kindern, wozu auch eine geweihte Kerze angezündet wurde; gebetet wurde ausschließlich zur Mutter Gottes - bis das Kind da war.

Nach der Geburt wurde den Nachbarn umgehend Bescheid gesagt, und zwar vom Vater des Kindes - so vornehmlich im südlichen Teil des Krs. Coesfeld. Aus diesem Grunde war auch ein Ansagegeld nicht bekannt, da dieses anderorten Dritten gegeben wurde, die das Ansagen besorgten. Im nördlichen Teil des Kreises, z.B. in Billerbeck, war es Aufgabe der Hebamme, den Nachbarn die Geburt anzusagen und gleichzeitig zur Taufe einzuladen. Für diesen Gang nahm die Hebamme einen Korb mit, in den sie die Würste und Knabbeln tat, die sie von den Nachbarn erhielt. "Ansagegeld" kam erst kurz vor dem Zweiten Weltkrieg auf.

Der Vater selbst opferte am folgenden Sonntag beim Kirchgang der Mutter Gottes oder dem hl. Antonius eine Kerze.
Die Hebamme kam zweimal am Tag zur Kindesmutter, und zwar neun Tage lang; sowohl morgens als auch abends bekam sie an einem extra gedeckten Tisch Kaffee und Kuchen - besonders wichtig war der "gute und dicke Kaffee".
Für die ganze Zeit der Betreuung erhielt die Hebamme um die Jahrhundertwende bis in die 20er Jahre 15 Mark für die Geburt und dazu ein Trinkgeld zwischen 5 und 8 Mark. In den 30er und 40er Jahren waren es 30 Mark für die Geburt und ein entsprechend höheres Trinkgeld.
Bestimmte Bräuche zur Geburt eines Kindes, z. B. Böllerschießen oder Pflanzen eines Baumes, waren allgemein nicht bekannt. Allerdings mag es in einigen wenigen Fällen vorgekommen sein, dass bei der Geburt eines Hoferben in Hofnähe eine Eiche oder ein Walnussbaum gepflanzt wurde - aber dies waren Ausnahmen.

Die Wöchnerin und das Kind

Nach der Geburt gab es für die Wöchnerin viele Verhaltensregeln - mehr als für die werdende Mutter. Zunächst einmal musste die Wöchnerin neun Tage lang streng liegen; sie durfte nicht einmal aufstehen, um zu Toilette zu gehen. Die Begründung hierfür war, durch das Liegen sollte die junge Mutter wieder zu Kraft kommen. Allerdings gab es auch eine Ausnahme vom strikten Ruhegebot: Am 7. Tag durfte die Wöchnerin aufstehen und sich ankleiden; dies sollte aber nur eine "Probe" sein - an einen Gang durchs Haus oder vor die Tür war dabei nicht gedacht. Am 8. Tag durfte sie eine halbe Stunde auf sein, am 9. Tag länger, aber auch an diesen beiden Tagen durfte sie das Zimmer nicht verlassen, nicht einmal zu einem Gang in die Küche.
Angetan war die Wöchnerin mit einer Nachtjacke, die vorn auf-

knöpfbar war (um dem Säugling zum Stillen leicht die Brust geben zu können), und mit einer weißen Nachtmütze - dies noch in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Zu den Mahlzeiten erhielt die junge Mutter viel Weißbrot und Haferschleim sowie "guten Kaffee" (d. h. Bohnenkaffee).

Während der genannten neun Tage wurde die Wöchnerin wohl nur im Gesicht gründlich gewaschen, was heute nicht mehr vorstellbar ist und vermutlich auch mit ein Grund für das bis zum Ersten Weltkrieg noch viel verbreitete sog. "Kindbettfieber" war, das in nicht wenigen Fällen zum Tode der Wöchnerin führte. Die Begründung lautete einfach: "De Möes mött sik utschweeten" ("Die Mütter müssen sich ausschwitzen").

Ganz wichtig war, dass jemand - außer der Hebamme - für die junge Mutter und ihr Kind, besonders aber auch für den Hausstand (z. B. die Zubereitung der Mahlzeiten und andere notwendige Verrichtungen) sorgte, solange die Kindesmutter das Bett hüten musste. Das war die Aufgabe der "Soltmoer" ("Salzmutter" - Hüterin des Salzes, des einstmals Wichtigsten in einer Küche). Dieser Begriff war im Bereich Lüdinghausen bekannt, nicht jedoch in Dülmen und Coesfeld; dort hieß sie einfach "Hölp" ("Hilfe"). In der Regel war dies eine gute Nachbarin oder eine Verwandte, die in ihrem eigenen Hausstand tagsüber abkömmlich war. Der Ausdruck "Soltmoer" kommt vermutlich daher, dass sie zuständig war für den reibungslosen Ablauf der Arbeiten in der Küche und für Mutter und Kind.

So wie das Salz (Hinweis auf die Küche) wichtig ist (früher sehr viel mehr als heute) für die Zubereitung der Speisen, so sollte die "Soltmoer" hier in einer so wichtigen Sache für den guten Ablauf während der neun Tage Sorge tragen.

Das Kind kam alle drei Stunden an die Brust, und zwar solange es eben ging. Dies war die Regel, von der es natürlich auch Ausnahmen gab. Danach bekam es "Päppkes", d. h. weiche Milchspeisen.

Mancherorts wurden dem Kind im 1. Lebensjahr weder die Haare gewaschen (sonst aber in der altbekannten Zinkwanne gebadet) noch die Nägel geschnitten: Ersteres wohl deshalb nicht, weil man Erkältungskrankheiten befürchtete (es gab noch keine Zentralheizungen), letzteres, weil man vermeiden wollte, dass der Säugling mit der Schere verletzt wurde. Da sich aber auf der anderen Seite das Kind durch Kratzen mit langen Fingernägeln nicht verletzen sollte, versuchte die Mutter die länger gewordenen Fingernägel abzubeißen.

Bekannt war im Lüdinghauser Raum die Aussage:
"*Vörn Jaohr besnieden un geschoren,*
Wör biätter nich geboren:"
("Vor einem Jahr beschnitten und geschoren,
wär besser nicht geboren.")
Hier kommt in ganz besonders nachdrücklicher Weise die Sorge und Vorsicht um das Neugeborene zum Ausdruck. Es sollte ihm ja kein Schaden zugefügt werden. Manchmal war das Scheren (Haareschneiden) auch gar nicht notwendig, weil die Haare des Säuglings im 1. Lebensjahr kaum länger wurden.

Wie ausgeführt, wusch und guckte die Hebamme in den ersten neun Tagen das Kind. Unter “gucken" verstand man das Anziehen des Säuglings - "Dat Kind satt in‘n Puck" -, "Das Kind ist fertig, gepackt/ angezogen": Dies soll etwas näher beschrieben werden:
Bereits geraume Zeit vor der Niederkunft hatte sich die werdende Mutter einen guten Vorrat an Tüchern zugelegt, und zwar (in der Reihenfolge der Verwendung: dünne Tücher (Nesseltücher), Bibertücher 80 x 80 cm, breite Puckwickel - zum Umwickeln (Molton - doppelseitig gerauhte, weiche Baumwollware).
Das Ganze nannte sich "Puck" (von „packen"). Hinter dem Kopf wurde eine Art "Kapuze" geschlagen. Die Arme waren zwar frei, aber

sonst konnte das Kind nicht strampeln, sich nicht bewegen. Heute weiß man, dass das Gegenteil wichtig ist. Ein Kind muss sich bewegen können. Das so "eingeguckte" Kind kam dann in eine Art Steckkissen ("Shäk-Kussen"); mit dem ganzen Körper steckte, fest darin. Dieses Steckkissen, ein feiner Bezug aus Molton, war noch bis zum Ersten Weltkrieg üblich.
Von besonderen Geschenken des Vaters an die junge Mutter aus Anlass der Geburt eines Kindes (z. B. Halskette, Ring, Brosche o. ä.) ist nichts bekannt.

"Dat Kraomen"

Im allgemeinen durfte die Wöchnerin erst vom 3. Tag an Besuch von Verwandten und Nachbarn empfangen. Da aber die kath. Kirche besonderen Wert darauf legte, das Kind frühestmöglich zu taufen, so war es am 3. Tage zumeist schon getauft. Dann waren Nachbarn und Verwandte schon bei der häuslichen Tauffeier dagewesen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg verlor der 3. Tag an Bedeutung, weil die Taufen nach und nach später vorgenommen wurden.
Den ersten Besuch bei der jungen Mutter bezeichnete man mit "Anspriäken" ("Ansprechen,Ansprache"), "Stüennenhelpen" ("Helfen beim Stöhnen").
Die Taufpaten, Verwandten und Nachbarn waren es, die - bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges - der jungen Mutter "bi't Anspriäken" (beim Ansprechbesuch) mitbrachten: ein halbes Pfd. Kaffee, einen Korinthenstuten und einen Zuckerhut - so im südlichen Teil des Kreises Coesfeld; im nördlichen Teil, vor allem im Raum Billerbeck: ein Pfd. Zucker, gebackene Pflaumen, einen selbstgebackenen großen Stuten, den sog. "Kraomstuten"", und natürlich Kaffeebohnen. In Havixbeck war der Kraomstuten hingegen nicht bekannt; hier gab es statt dessen "Beschüt" (länglicher Zwieback mit viel Zucker - aus dem französischen "biscuit"). Darüber hinaus wurde bei

diesem Besuch auch an das Kind gedacht: Es erhielt etwas "zum Anziehen" - wie dies heute allgemein üblich ist.
Das "Anspriäken" hatte eine recht große Bedeutung: Es kam sogar vor, dass Nachbarn, die mit der Kindesmutter verfeindet waren, zum "Anspriäken" kamen und sich dann wieder versöhnten.

Die Patenschaft

Die Paten hatten die Aufgabe, anstelle des Täuflings das Gelübde zu sprechen; neben den Eltern sorgten sie mit für die christliche Erziehung des Kindes. Vom Tage der Taufe an gehörten die Paten zum engeren Kreis der Familie (wenn sie nicht schon von Geburt dazugehörten). Dies hatte z. B. zur Folge, dass die kath. Kirche Ehen zwischen Paten und Patenkindern nicht zuließ. Es war eine besondere Ehre, eine Patenschaft angetragen zu bekommen; man sagte: "Ik mott Vatte stohn" (Ich muss Pate stehen) oder: "He het Vatte stohn!" (Er hat Pate gestanden.) Auf der anderen Seite wurde es sehr übelgenommen, wenn jemand die Annahme ablehnte. Besonders bei sog. "Muss-Ehen" war es noch bis in die 50er Jahre durchaus möglich, dass entweder Eltern oder Schwiegereltern bei der Geburt des 1. Enkelkindes die Patenschaft ausschlugen.
Bei der Auswahl der Paten war man recht vorsichtig, da diese als Vorbild für das Kind galten: auch glaubte man, dass die geistigen Eigenschaften der Paten auf das Patenkind übergehen würden. Noch bis heute hat sich die Redensart erhalten: "Dat het he van de Paten" (Das hat er von den Paten!) Über die Patenschaft wurde vor der Geburt des Kindes zwar gesprochen; aber Endgültiges wurde noch nicht vereinbart, weil die Geburt abgewartet werden musste (ob Junge oder Mädchen). Für die Festlegung der Patenschaft gab es feste Bräuche:
Beim 1. Kind, wenn es ein Junge war, wurde der Großvater väterlicherseits, und wenn es ein Mädchen war, die Großmutter mütterlicherseits Hauptpate.

Allgemein gab es einen Hauptpaten und einen Nebenpaten. Das Vorrecht hatten die Großeltern, in deren Haus das Kind geboren war. Der männliche Hauptpate hieß "Päd-Öhm", der weibliche "Päd-Möh".

Für die Nebenpaten gab es keine besonderen Regeln: Man machte dies unter sich aus, wobei man nach dem Alter vorging, d. h. je älter ein Verwandter war, desto größer war seine Aussicht, Nebenpate zu werden.

An dieser Stelle soll auch gleich angesprochen werden, wie die Paten ihr Patenkind begleiteten:

Taufgeschenke der Paten an das Kind selbst (z. B. Patenbrief, Geld o. ä.) waren allgemein nicht bekannt, wohl aber an die Mutter, die ja selbst bei der Taufe ihres Kindes in der Kirche nicht dabei sein konnte, und zwar ein Pfd. Kaffeebohnen, Zuckerhut und Korinthenstuten. Später erhielten die Eltern (anstelle des Kindes) von den Paten ein Geldgeschenk: im Jahre 1928 z. B. 10 Mark.

Als erstes Patengeschenk erhielt das Patenkind i. d. R. den Tornister mit Inhalt (Tafel, Griffel, Schwamm) zur Einschulung vom Hauptpaten. Den Tornister gab es bereits zu Nikolaus (die Einschulung seiner Zeit erfolgte zum 1. April).

Zur Erstkommunion gab es üblicherweise eine Uhr (vom männl. Hauptpaten) und einen Anzug (blauer Bleyle-Anzug) bzw. ein Kleid (blaues Bleyle-Kleid) vom weiblichen Hauptpaten. Beides, Anzug und Kleid, mussten unbedingt in dunkelblauer Farbe sein. Dazu gaben die Paten Kränzchen und Sträußchen (für die Mädchen) und Gebetbuch (für die Jungen).

Unbedingt erwähnt werden soll auch folgender Brauch: Jedes Jahr schrieben die Kinder ihrem Paten einen Brief zu Neujahr (dies begann schon im 1. Schuljahr). Dafür gab es dann ein Geschenk in Form von 1, 2 oder 3 Mark. Mit der Schulentlassung endete dieses Schreiben von Neujahrsbriefen. Diese Neujahrsbriefe an die Paten

waren so bekannt, dass sogar (z.T. vorgedruckt) in den einschlägigen Geschäften gekauft werden konnten. Es handelte sich dabei um einfache Briefbögen mit aufgedruckten Blumen o. ä. Man konnte aber solche Blumen auch selbst aufkleben oder aufmalen. In der Volksschule wurde dieses "Neujahrbriefschreiben" sogar regelrecht geübt. Im Lesebuch für das 1. Schuljahr im Coesfelder Raum aus dem Jahre 1927 (herausgegeben vom Verein kath. Lehrerinnen) war auch ein entspr. Vers in Sütterlinschrift für einen Neujahrsbrief abgedruckt:

"*Ein kleines Bübchen (Mädchen) bin ich,*
Drum wünsch ich froh und innig
Ein glückliches Neujahr.
Und was Euch freut, das weiß ich,
Wenn brav ich bin und fleißig,
Mehr als ich sonst es war.
Gesundheit, Freude, Frieden,
Sei Euch von Gott beschieden
Wie heut', so immerdar."

Es war auch allgemein üblich, dass den Paten die Schulzeugnisse gezeigt wurden, mit der Folge, dass bei entsprechenden Noten Lob und Tadel entgegengenommen werden mussten.
Vor der Schulentlassung gingen die Paten wohl zu den Eltern ihres Patenkindes und interessierten sich dafür, welchen Beruf es ergreifen wollte; dies wurde gemeinsam besprochen, aber nicht in dem Sinne, dass die Paten etwas bestimmen oder durchsetzen wollten, sondern mehr, um zu raten und zu helfen (z. B. bei der Suche nach einer geeigneten Lehrstelle) - zumindest aber, um ihr Interesse am weiteren Lebensweg des Patenkindes zu zeigen. Eingefügt werden soll hier noch die Regelung der Patenfrage bei der Firmung: In der Zeit zwischen 1900 und 1960 waren i. d. R. der Lehrer bzw. die Lehrerin der

Volksschule auch die Firmpaten. Seit 1960 ist ein grundlegender Wandel eingetreten, wonach sehr oft die eigenen Eltern oder ältere Geschwister die Rolle des Firmpaten übernehmen.
Letzte Geschenke gaben die Paten bei der Verlobung und der Hochzeit: Zwischen den Kriegen gaben die Paten zur Hochzeit ein Geldgeschenk von 20 Mark. Es war auch selbstverständlich, dass die Paten bei diesen Familienfeiern dazugehörten.
Zu den Rechten und Pflichten der Taufpaten wäre noch zu sagen, dass sie in früheren Zeiten sehr ausgeprägt waren und auch ernst genommen wurden - besonders dann, wenn die Eltern versagten; dann halfen die Taufpaten. In erster Linie ging es darum, die Bindung an den katholischen Glauben zu festigen, wenngleich sich dies manchmal auch auf sog. Äußerlichkeiten beschränkte.

2. Die Taufe

Es ist bereits gesagt worden, dass die Taufen möglichst bald, wenn nicht noch am Tage der Geburt vorgenommen wurden; deshalb musste zwangsläufig auch werktags getauft werden. Die Geistlichen, aber auch die Eltern legten auf eine frühzeitige Taufe sehr großen Wert; denn es musste bei der hohen Kindersterblichkeit auch damit gerechnet werden, dass ein Säugling starb. Dann sollte er - durch die Taufe - ein "Engelchen" sein. Von daher ist es verständlich, wenn das Kind noch am Tage der Geburt die hl. Taufe empfing. Und wenn dann - was sehr häufig war - der Tagesheilige bei der Namensgebung berücksichtigt wurde, fielen Geburtstag und Namenstag zusammen.
Getauft wurde an Werktagen nach der Schulmesse, die um 8 Uhr zu Ende war oder an Sonntagen nach der letzten Messe, die zumeist um 11:15 Uhr begann und gegen 12 Uhr zu Ende war ("Kostgänger's Miss" - Kostgängermesse).
Wenn ein Kind geboren wurde, war es der erste Nachbar, der es als erster wissen sollte. Diese Benachrichtigung erfolgte durch den Vater (evtl. auch durch die Hebamme, wie z. B. in Billerbeck). Der erste Nachbar oder der Vater trugen auch die Taufkerze; manchmal waren es auch Nachbarkinder oder Messdiener.
Während die "Soltmoer" oder die "Hölp" das Kind während der Fahrt mit der Kutsche oder dem "Gick" auf dem Arm trug, waren es die Taufpaten, die das Kind dann in die Kirche trugen. Von den letzteren sagte man: "Se möggen dat Kind fasthollen" oder "driägen" ("Sie mussten das Kind halten" oder "tragen").

Das Taufkleid
Es gab nur ein Taufkleid für alle Kinder, ob Junge oder Mädchen. Zumeist war es in der Familie schon vorhanden, entweder vom Vater oder der Mutter; dieses wurde auch für den neuen Säugling genom-

men. Manchmal waren es mehrere Generationen, die im gleichen Taufkleid getauft wurden. Wenn ein Taufkleid in der Familie nicht vorhanden war, so waren es schon mal die Paten, die für seine Anschaffung sorgten. Meistens aber ließen es sich die Eltern nicht nehmen, selbst ein neues anzufertigen. Dabei wurde großer Wert auf Spitzen und Stickereien gelegt; besondere Motive, Namenszüge o. ä. auf dem Taufkleid waren allerdings nicht bekannt.
Das weiße Taufkleid (in dem das Kind mitsamt "Puck" war) erhielt, je nachdem, ob es ein Junge oder Mädchen war, eine blaue oder rosa Schleife. Bei der Taufe wurde dem Täufling das Taufkleid nur aufgelegt - erst zu Hause wurde es ihm "angezogen" und das Kind so der Mutter wieder übergeben. Beim nächsten "Pukken" wurde es jedoch wieder ausgezogen, in einen großen Bogen sauberes Papier gewickelt und wieder aufbewahrt (meistens in der Truhe).
Im Lüdinghauser Raum war in der Sakristei immer ein Taufkleid vorhanden, das der Küster dann zurechtlegte, wenn die Eltern des Täuflings keines mitbrachten. Nach der Taufe kam dieses Taufkleid wieder zurück in die Sakristei.

Der Taufritus

Der Ritus der Taufe war (und ist auch heute noch) aufgeteilt:
Zunächst wurde hinten in der Kirche ("in'n Toan") der Teufel ausgetrieben" ("den Düwel utjagen") - dann erst ging es "nach vorn in die Kirche" zum Taufstein. Aufgabe der Nebenpaten war es, dem Täufling die Hände aufzulegen.

Nach der alten "Ordnung der Kindertaufe" aus dem Jahre 1930 sprach der Priester zum Schluss der Taufe:
"Christliche Paten! Nun ist dieses Menschenkind zugleich ein Gotteskind geworden, und seine Seele würde, wenn es bald nach dieser heiligen Handlung stürbe, ins Reich Gottes, in den Himmel eingehen. Soll es aber nach

Gottes Willen und zur Freude der Eltern leben und heranwachsen, so muss es sich, wie wir alle, den Himmel verdienen. Dazu wird ihm helfen unsere heilige Kirche, in die es soeben durch die Taufe aufgenommen wurde. Es ist also eine heilige, von Gott den Eltern und Erziehern aufgelegte Pflicht, dafür zu sorgen, dass das Kind im heiligen katholischen Glauben unterrichtet und erzogen wird. Sollten aber die Eltern aus irgendeinem Grunde dieser Pflicht nicht nachkommen, so haben Sie als katholische Paten nach der Vorschrift der Kirche hier Elternstelle zu vertreten, wenn nicht andere in gewissenhafter Weise die Sorge für das ewige Heil des Kindes übernehmen. Sie sind sogar zu diesem Kinde, für das Sie soeben das Glaubensbekenntnis abgelegt haben, in ein besonderes, inniges Verhältnis getreten, das ein Ehehindernis zwischen Ihnen und dem Kinde begründet. Möge das Kind das weiße Kleid der Taufunschuld durch die Gnade Gottes und die Sorge der Eltern und Ihre Sorge stets bewahren. Möge diese heilige Handlung uns alle wieder erinnern an die Pflichten, die wir selbst bei dem Empfange der heiligen Taufe übernommen haben. Amen:"

In früherer Zeit musste für die Taufe eine Gebühr in Höhe von 1/2 bis 1 Taler entrichtet werden, und zwar an den Küster; dies war bis zum Ersten Weltkrieg noch Bestandteil seines Entgeltes.
Die Taufkerze wurde von den Eltern sorgfältig aufbewahrt; sie diente später als Kommunionkerze. Zum Andenken an den Empfang der hl. Sakramente wurden sie wohl ausnahmslos bis ans Lebensende aufbewahrt, wenn sie nicht zwischenzeitlich an eigene Kinder weitergegeben wurden als Tauf- oder Kommunionkerze. Sie hatte hier einen ähnlichen Rang wie das Taufkleid, das oftmals von mehreren Generationen benutzt wurde. Dies war keine Frage der Sparsamkeit, sondern der Achtung vor den kirchlichen Sakramenten.
Im Lüdinghauser Raum wurde der Taufgang gleichzeitig dazu genutzt, Weihwasser ("Wiehwater") aus der Kirche mit nach Hause zu nehmen, wo es in die Weihwasser-Gefäße ("Wiehwaters-Pöttken")

gefüllt wurde.
Während des Kirche- und Taufganges hatten Nachbarn oder Verwandte das Essen in der Küche vorbereitet; der jungen Mutter wurde es ans Bett gebracht (sie musste ja neun Tage streng liegen).
Die Wöchnerin trug am Tauftag ihres Kindes kein besonderes Kleid; sie war, wie auch an den übrigen Tagen, mit einer Leinen-Nachtjacke mit Spitze oder Rüschen angetan. Der Vater jedoch, der das Kind zur Taufe begleitete, tat dies in seinem schwarzen Sonntagsanzug oder dem sog. Gehrock; immer zog er sein "Bestes" an.

Der Name

Das Neugeborene erhielt in früherer Zeit meistens den Vornamen des Vaters, Großvaters oder Tagesheiligen, evtl. in Verbindung mit dem Vornamen des Paten. Orientiert hat man sich im übrigen auch an der Allerheiligen-Litanei oder dem Patron der jeweiligen Kirchengemeinde. So kamen Doppel-Namen zustande (oft auch drei und mehr Vornamen): z. B. Theodor-Hermann, Hermann-Josef, Johann-Heinrich. Als Rufname wurde jedoch meist nur ein Vorname gebraucht. Am gebräuchlichsten waren bis zum Zweiten Weltkriege und auch einige Zeit danach (bis etwa Mitte der 50er Jahre) z. B.: Heinrich, Bernhard, Theodor, Paul, Anton, Josef, Hubert, Franz, Ludger, Wilhelm usw. sowie Bernhardine (auch mit "a" am Ende - gerufen "Dina"), Maria, Anna, Elisabeth, Agnes usw.

Heimkehr von der Taufe

Bei der ländlichen Bevölkerung fuhr man im allgemeinen nach der Taufe nicht gleich nach Hause, sondern kehrte erst in der Wirtschaft ein, die auch sonntäglich besucht wurde ("de Stiär, de angoahn wöer" - "die Stelle, die angegangen wurde"). Dabei konnte es sich auch um eine private Familie handeln. Hier legte man den Säugling in Kissen auf zwei Stühle oder in einen großen Sessel und feierte schon

ein wenig vorab die Taufe. Das Kind erhielt - wenn es nötig war - ein Zuckerläppchen in den Mund (damit es ruhig war); dies war ein sehr dünnes, sauberes Läppchen (evtl. auch ein sog. Strunzläppchen oder -tüchlein), was man fest um ein Stück Zucker wickelte. Dieses Zuckerläppchen nannte man "Zuckerpluodden" (Lappen). Manchmal wurde das Kind auch mit einem "Schnapspluodden" durch das Gesicht "gewaschen". Oder: Es bekam ein "Häppken" ("Schnuller"). Wenn das "Häppken" nicht mehr "schmeckte", wurde es in Zucker getan - dann "schmeckte" es wieder. Wenn die Einkehr in einer Gastwirtschaft stattfand, war es Aufgabe der Paten, die Kosten für diese "Taufzech" zu übernehmen - zum Mittagessen selbst war man wieder zu Hause.

Es war unterschiedlich, wer das Kind ins Haus trug: Mal war es die "Soltmoer", mal die Paten oder die Nachbarn - eine feste Regel gab es hierfür nicht. Dann wurde es (nachdem ihm das Taufkleid angezogen worden war) der Mutter mit den Worten übergeben: "Hier hes dein Engelken!" ("Hier hast du dein Engelchen") oder: "Met'n Heiden gongen wi wegg, met'n Christen kumm wi wier!" ("Mit einem Heiden gingen wir weg, mit einem Christen kommen wir wieder") - so im Südteil des Krs. Coesfeld noch bis Mitte der 50er Jahre.

Während der Mittagsmahlzeit oder während des Kaffeetrinkens - je nachdem, wann die Taufe in der Kirche gewesen war - wurde das Kind von Arm zu Arm gereicht; dabei ging auch ein Teller mit, auf den jeder meistens ein Markstück legte. Was so zusammenkam, wurde "auf das Sparbuch des Kindes gebracht".

Die festliche Mahlzeit (nicht nur bei der Taufe, sondern auch bei der Erstkommunion, der Hochzeit usw.) bestand immer aus einer kräftigen Suppe mit Fleisch und Nudeleinlage, ferner Salzkartoffeln sowie Rind- und Schweinefleischbraten, Möhren und Erbsen, schließlich auch Kompott oder Pudding als Nachspeise.

Kinderwiege und -wagen

Bis zum Ersten Weltkrieg war die Kinderwiege aus Holz weit verbreitet; sie fehlte in keinem Hause. Heute hält sie hier und dort wieder Einzug - aus Gründen der Nostalgie. Die Kinderwiege war vom Dorfschreiner gemacht und hatte die Form einer "konischen Kiste". Vorn und hinten waren die "Waigenfoet" ("Wiegenfüße"), wie beim Schaukelstuhl; eine farbliche Gestaltung war im Kreis Coesfeld nicht bekannt. Leicht konnte die Mutter mit einer sachten Fußbewegung auf den Wiegenfuß die Wiege schaukeln und dabei gleichzeitig andere Arbeiten im Sitzen verrichten, z. B. stricken, Kartoffeln schälen usw. Von innen war die Wiege mit Tüchern ausgekleidet, das Kopfteil auch mit einer Gardine versehen, hergestellt entweder aus dem gleichen Stoff, aus dem auch die normalen Gardinen im Hause waren - oder auch schon mal aus dem Brautschleier der Mutter; so konnten Fliegen, Mücken o. ä. das Kleinkind nicht belästigen. Auf dem Wiegenboden war eine Matratze mit Seegras oder Rosshaar eingelegt.

Der Platz der Wiege war dort, wo es warm war, d. h. in der Küche, dem Arbeitsbereich der Hausfrau, oder in der "guten Stube" (wenn sie im Winter geheizt war). Des Nachts blieb das Kind nicht in der Wiege, sondern wurde mit ins Bett, das sog. 1 1/2-schläfige Ehebett genommen. Der Grund hierfür war, dass Zentralheizung bis zum Zweiten Weltkrieg bei der ländlichen Bevölkerung so gut wie unbekannt war und es dadurch zur Winterszeit in den Häusern bei der bekannten Bauweise (zumeist Fachwerk mit 1/2 Stein) recht kalt war. Bei besonders grimmiger Kälte war der Rauhreif gar an der Innenseite, z. B. der Schlafzimmerwände, auf den Tapeten zu sehen.

Zusätzlich zu der Kinderwiege (im engeren Coesfelder Raum) gab es den sog. "Kuorfwagen" ("Korbwagen") auf großen Holzrädern (mit 20-30 cm Durchmesser), entweder aus Korbware geflochten oder aus Holz gefertigt. Diesen Korbwagen gibt es auch heute noch mit „ Himmel“ in rot oder blau. (oder wieder). Er diente dazu, das Kind im

Haus von einem Raum zum anderen zu fahren; er war nicht für draußen gedacht.
"Kinnerwaige" (Kinderwiege) und "Kuorfwagen" (Korbwagen) waren also für das Haus gedacht, wobei die Wiege einen bestimmten festen Platz hatte. Um die Jahrhundertwende kam dann der Kinderwagen auf, ebenfalls auf hohen Rädern (diese jedoch aus Metall) mit einem Durchmesser von 40-50 cm; mit ihm konnte das Kind auch draußen gefahren werden. In ländlichen Bereichen (von der engeren Dorflage abgesehen) war es bis zum Ersten Weltkriege nicht üblich, mit diesem Kinderwagen spazieren zufahren. Eltern, die es trotzdem taten, wurden zuweilen als "Tömiggängers" ("Müßiggänger") bezeichnet.
Das Kleinkind blieb in der Wiege, dem Korb- bzw. Kinderwagen, bis es laufen konnte.

"Aussegnung" - Muttersegen

Die Bezeichnung "Aussegnung" war zwar unpassend - zumal im Ritus (ab 1931) das Wort "Reinigung" nicht vorkommt -, trotzdem aber allgemein gebräuchlich. Dieser kirchliche Brauch hat seinen Ursprung in der alttestamentlichen Vorstellung, dass eine Wöchnerin "unrein" sei.
Nach kirchlicher Vorschrift durfte die Wöchnerin erst nach sechs Wochen oder am 41. Tag das Haus wieder verlassen, d. h. ihr erster Weg führte dann zur Kirche, zur sog. "Aussegnung"; sie fand auch werktags statt, und zwar nach der Messe. Vor der Aussegnung in der Kirche durfte die Wöchnerin keinen anderen Besuch machen.
Im vergangenen Jahrhundert erschien die Mutter gemeinsam mit dem Kind zur Aussegnung. Im Ritual hieß es u. a.:
"*Wir bitten dich, o Vater aller Menschen, blicke jetzt auf diese deine Dienerin, die sich dir mit ihrem Kind in heiliger Gesinnung darstellt, ...*"
und:
"*Werteste, christliche Mutter: Sehr löblich ist es, dass Ihr die ersten Schritte*

aus Eurer Wohnung in das Haus Gottes machet . . ".

Im Laufe der Zeit verkürzte sich die vorgenannte Frist auf 10-21 Tage. Bemerkenswert ist, dass Mütter unehelicher Kinder nicht ausgesegnet wurden.

Die Wöchnerin wurde entweder von der Hebamme oder der nächsten Nachbarsfrau zur Kirche begleitet. Wenn die Wöchnerin aus der Bauerschaft kam, fuhr zumeist der "Föhr-Naober" (Fahr-Nachbar) die Wöchnerin mit der Kutsche zur Kirche. Dort wartete sie an einem bestimmten Platz im Turm bzw. in der letzten Bank, während die Begleitung dem Pfarrer in der Sakristei mitteilte: "In de Kiärk sitt Frau N. un wocht op dat Utsiägen." ("In der Kirche sitzt Frau N. und wartet auf das Aussegnen.") Der Pfarrer holte dann die Wöchnerin ab und führte sie zu einem Seitenaltar (Altar der Jungfrau Maria oder der hl. Anna) und nahm dort die Aussegnung vor.

Im Ritus von 1930 hieß es u. a.:

"*Christliche Mutter! Sie sind, dem Beispiel der Gottesmutter folgend, zur Kirche gekommen, um Gott zu danken für das Kind, das er Ihnen geschenkt hat; um ihm zu danken für die Erhaltung Ihres Lebens bei den Gefahren und Schmerzen, die Sie bei der Geburt Ihres Kindes mit Gottes Gnade überstanden haben; um den Segen zu empfangen, den die heilige Kirche der christlichen Mutter erteilt. Ich will Sie jetzt hinführen zum Altare Gottes, damit Sie von dort aus diesen Segen und Gottes Gnade mitnehmen in Ihre Familie für sich und die Ihrigen!*"

"Treten Sie ein in den Tempel Gottes, beten Sie an den Sohn der seligsten Jungfrau Maria, der Ihnen den Kindersegen verliehen hat:"

"Lasst uns beten! Allmächtiger, ewiger Gott, Du hast durch die Mutterschaft der seligsten Jungfrau Maria die Schmerzen der gläubigen Mütter in Freude verwandelt. Siehe nun auch gnädig herab auf diese Deine Dienerin, die zu Deinem heiligen Tempel zur Danksagung freudig kommt . .".

Für die Aussegnung nahm die Kirche eine Gebühr von 3-5 Mark.
Wenn die Wöchnerin mit dem Segen der Kirche wieder zu Hause war, gebrauchte man die Redensart: "Se het Utgang hat (holten)!" ("Sie hat Ausgang gehabt/gehalten.")
Seit dem 2. Vaticanum ist die Segnung der Mutter und des Vaters (allgemein spricht man vom "Muttersegen") am Schluss des Taufritus vorgesehen (obligatorisch). Außer dem Vater, der früher bei der Taufe zugegen war, ist auch die Mutter - seit Mitte der 60er Jahre - bei der Kindestaufe dabei.
Wenn früher (bis zum Zweiten Weltkrieg) eine Wöchnerin im Wochenbett starb, sagte man von ihr: "Se is foats in'n Hiemmel kuemmen!" ("Sie ist gleich in den Himmel gekommen.")

3. Erziehung und Kinderspiele

Das Leben auf dem Lande verlief in festen Bahnen: Die Jahreszeiten brachten die entsprechenden Arbeiten in Haus und Feld; für viele Anlässe im Lebens und Jahresablauf hatten sich Bräuche entwickelt - über allem aber stand die Achtung des hergebrachten Glaubens an Gott und seine Kirche. Es ist müßig, Überlegungen darüber anzustellen, wie groß die jeweiligen Anteile von Tradition und echter Überzeugung waren. Die Erziehung im christlichen Geist setzte schon zum frühestmöglichen Zeitpunkt beim Kind ein, wobei die enge Verbundenheit mit der Natur für die Eltern und Großeltern schon recht hilfreich war, wenn es um die Beantwortung religiöser Fragen des Kindes bzw. Enkelkindes ging.
Ein äußeres Zeichen für die Verbundenheit im Glauben war z. B. das gemeinsame Tischgebet; meistens musste eines der Kinder vorbeten. Auch wenn diese noch nicht die Volksschule besuchten, so hatten sie doch schon mehrere Gebete gelernt. Besonderer Wert wurde auf ein ordentliches Kreuzzeichen und deutliche Aussprache gelegt.
In der Großfamilie kümmerten sich alle um die Erziehung der Kinder, vornehmlich jedoch Mutter und Großmutter, aber auch der Vater und Großvater kamen zum Zuge, vor allem am Feierabend. Selbst die älteren Geschwister wuchsen wie von selbst in diese helfende Aufgabe hinein. Bei den nicht gerade großzügig ausgelegten Wohnverhältnissen hatte beileibe nicht jedes Kind ein eigenes Schlafzimmer, sondern es war durchaus die Regel, dass drei oder auch vier Kinder in einem kleinen Schlafraum untergebracht waren.
Wenn die Großeltern neben dem Elternschlafzimmer ihr Schlafzimmer hatten, gaben sie des Nachts, wenn der Säugling weinte, wohl mal folgenden Rat - so im Lüdinghauser und Dülmener Raum:

"Hahl dat Kind doch,
Nimm et bi di,
Legg,t an
Un dann has du Ruh,
Dein Mann, dat Kind
Un ik!"

Wir wissen, dass es in früheren Zeiten noch nicht so eine große Auswahl an Spielsachen gab wie heute, so dass kleine Spiele, selbstgefertigtes Spielzeug einfacher Art, Reime usw. eine große Bedeutung hatten. Es wurde unterschieden nach Spielen, die draußen und solche, die im Hause gemacht werden konnten, aber auch nach solchen, die nur von Jungen oder nur von Mädchen ausgeübt wurden.

Reime standen oft am Anfang der Spiele, weil dadurch die Reihenfolge festgelegt wurde, z. B. lauteten einige der bekanntesten Reime wie folgt:
Ringel, Rangel, Rose,
Butter in der Dose,
Schmalz in den Kasten,
Morgen wollen wir fasten,
Übermorgen Lämmlein schlachten,
das soll heißen Mää.
oder
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Eine Bauersfrau kocht Rüben,
Eine Bauersfrau kocht Speck,
Du gehst weg!

An einfachsten Spielen sollen u. a. genannt werden: Kniereiten ("Hoppe, hoppe, Reiter"), Fingerspiele (z. B. Schattenspiele an der

Wand durch Handbewegungen), Handkitzeln (Kille, kille, kille) oder "Zugföhr'n" (wobei Stühle hintereinander gestellt wurden, die einen Eisenbahnzug darstellen sollten). Es war schon so, dass das Spielen des Kindes auch früher schon als wichtig für die Entwicklung des Kindes angesehen wurde - auch wenn kaum jemand eine psychologische oder pädagogische Begründung dafür geben konnte. Das, was die Eltern in ihrer eigenen Kindheit und Jugend mitbekommen hatten, gaben sie mit natürlicher Begabung, entsprechend dem Alter der Kinder, an diese weiter. Dabei spielte auch die Jahreszeit eine wichtige Rolle. Einige der bekanntesten Spiele sollen nachstehend beschrieben werden.

"Keitkes"

Sehr bekannt war das Geschicklichkeitsspiel (vor allem für Mädchen) mit einem Ball oder vier Fußwurzelknochen vom Schaf oder Reh. Jedes Kind hatte dabei vier solcher handlicher oder harter Knochen, "Keitkes" genannt, deren eine Seite gewölbt ("Buuk" = Bauch), die andere ausgehöhlt ("Lock" = Loch) war. Der Ball wurde möglichst hoch in die Luft geworfen, und ehe er wieder zu Boden kam, mussten die Keitkes umgedreht werden, so dass sie ein gleichförmiges Bild ergaben, das heißt, alle entweder mit dem "Buuk" oder dem "Lock" nach oben.

Beim Umdrehen der Keitkes - wenn also der Ball noch in der Luft war wurde folgendes gesprochen: "Buob'n, unnen, hier un do!" (= Oben, unten, hier und dort). Da jede Seite der Keitkes ein anderes Aussehen hatte, war ein Mogeln nicht möglich. Die Knochen musste derjenige umdrehen, der auch den Ball nach oben warf. Dieses Spiel mit "Keitkes" wurde auch in den Schulpausen gespielt; es war ein einfaches, aber sehr bekanntes Spiel - bis etwa 1940.

"Knickern"

Hier handelt es sich um verschieden große Kugeln aus Eisen oder Glas, oft aber aus Ton selbst gebrannt. Bekannt war die Bezeichnung "Baster" für eine hübsche, bunte Glaskugel. Beim sogenannten "Pott-Knickern" bzw. "Loch-Knickern" ging es wie folgt zu: Es wurde zunächst ein kleines Loch gemacht, ca. fünf Zentimeter tief; rund herum, in ca. 1.5 Meter Abstand, wurde der Sand- oder Erdboden ganz glatt gemacht. Die Spieler mussten versuchen, den Knicker beim ersten Wurf möglichst dicht an das Loch heranzubringen. Die letzte, noch verbleibende Strecke, musste dadurch überwunden werden, dass der Knicker mit den Fingern „geknippst" wurde, man nannte dies auch "schrappen". Jeder Spieler hatte fünf Knicker. Es wurde vor dem Spiel festgelegt, wie oft jemand „knippsen" durfte. Wenn z. B, "einmaliges Knippsen" vereinbart war und der Spieler es nicht geschafft hatte, den Knikker ins Loch zu bringen, so musst er aufhören, es war dann der nächste an der Reihe. Wem es als erstem gelang, alle fünf Knicker ins Loch zu bringen, der hatte gewonnen, das heißt, ihm gehörte der Inhalt des "Loches". Ähnlich waren die Regeln beim "Müer-Knickern" (Mauer-Knikkern). Hierbei wurde gegen eine Wand geknickert. Es kam darauf an, dass der Knicker so nah wie möglich an der Hauswand liegen blieb.

Auch hier ging es darum, dass der Verlierer bestimmte Knicker oder eine bestimmte Anzahl von Knickern an den Gewinner abgeben musste. Das wurde natürlich vor Spielbeginn vereinbart.

"Schlagball" bzw. "Brennball"

Vier Töpfe oder Eimer wurden im Viereck aufgestellt, ein fünfter in der Mitte zwischen den zwei oberen. Hier stand auch der Spieler, in der Hand einen "Persils Stock" und einen Ball. In seiner Nähe stand der sogenannte "Tambourmajor". In einer gewissen Entfernung - ca. 15 bis 20 Meter - standen an einer bestimmten Linie die übrigen

Spieler.
Der erste Spieler nahm mit der linken Hand den Ball und schlug ihn mit dem Persilstock (wie beim Tennis) bis hin zu den übrigen, hinter der Linie stehenden Spielern. Einer dieser Spieler warf den Ball zurück, den der Tambourmajor auffing. Dieser schlug ihn mit Kraft auf den vor ihm stehenden umgestülpten Eimer oder Topf ; ehe der Ball wieder auf der Erde auftrat, musste der Läufer in einer bestimmten Reihenfolge an einem Topf stehen. Bekannt war das Spiel noch bis Mitte der fünfziger Jahre.

"Knallbüssen" und "Splenterbüssen"
Hierfür benötigt man die zweijährigen Zweige ("Striepen") des Holunderholzes, wobei das Mark herausgeschoben wurde, so dass das 20 bis 30 Zentimeter lange Holunderstück ganz hohl war. Mit einem Propfen aus Flachs wurde die eine Seite verstopft, dazu wurde ein zweiter Propfen, aus Flachs oder auch Papier, in das Röhrchen hineingeschoben. Dann nahm man ein etwa gleich langes, dünnes, aber hartes Holz, das genau hineinpasste. Durch das Hineinschieben in den Holunderstock wurde der erste Pfropfen herausgestoßen, so dass der zweite nun an die Stelle des ersten kam. Sodann nahm man einen dritten Flachspfropfen und schoss den zweiten heraus. Da dies ziemlich laut knallte, nannte man diese "Büssen" (Büchsen) auch "Knallbüssen". Bei der "Splenterbüssen" wurde vorn nur ein winziges Loch gelassen, durch das nach dem Pumpenprinzip Wasser in das Röhrchen gesaugt und dann mit Druck wieder herausgespritzt wurde.
Das Herstellen von "Knallbüssen" und "Splenterbüssen" erforderte von den Jungen schon ein wenig Geschicklichkeit - seit Anfang der fünfziger Jahre gibt es diese "Büssen" nicht mehr.

"Hinkeln"

Ein beliebtes Spiel (zum Teil heute noch), besonders bei Mädchen, war das sogenannte "Hinkeln", und zwar in verschiedenen Variationen. Meistens wurden z. B. in Kreuzform sechs Vierecke mit einem Stock in den Sand gezogen, wobei das oberste Viereck innen noch einen Kreis bekam. Auf einem Fuß stehend musste das Mädchen den flachen Stein von einem Kasten in den anderen stoßen (er durfte nicht auf einer gezogenen Linie liegen bleiben) und zum Schluss genau in den Kreis.

"Fletschen"

Bei den Jungen waren die "Fletschen" (= Schleudern) sehr bekannt und beliebt. Die Herstellung war ganz einfach: Es wurde ein ca. 15 Zentimeter langer Gabelzweig genommen, dazu ein in der Mitte durchgeschnittener Einkochring, der mit kleinen Nägeln oder auch einfach mit Bindfäden oben an den Gabelenden befestigt wurde. Es wurde mit allen geeignetem Material, z. B. Steinchen, Erbsen, Bohnen, usw. geschossen. Die "Fletsche“ gehörte zum Standard-Inhalt der Hosentasche eines Jungen.

Ein Taschenmesser mit sich zu führen, war für einen Jungen ebenfalls selbstverständlich; es war ein nützliches Werkzeug, für vielfältige Zwecke verwendbar. Z. B. machten sich die Jungen im Frühjahr von Weiden- oder Ebereschen-Stöcken "Flietpiepen" (= Flötpfeifen).

"Isdöppken" und "Pietschendopp"

Sehr beliebt bei Jungen war auch das Spiel mit den "Isdöppken" oder dem "Pietschendopp"; diese konnten in Geschäften gekauft werden, wurden also nicht selbst hergestellt. Es gab sie in verschiedenen Größen zwischen fünf und zehn Zentimetern als gedrechselte Pyramide aus hartem Holz und unten mit einer Metallspitze. In die vorgegebenen Rillen wurde ein Kordelband straff gewickelt, dieses mit einer

Schlaufe endende Band in der Hand (am besten am Daumen der rechten Hand) festgehalten, während das "Döppken" mit der Spitze nach unten auf möglichst festem Boden (Steinplatten o. ä., im Winter auf Eis = „Is") geworfen wurde. Dabei wickelte sich das Band ab und das Döppken rotierte dann sehr schnell. Wenn zwei oder mehr Jungen zugleich das Döppken warfen, kam es darauf an, wessen Döppken am längsten lief.

Beim "Pietschendopp" ("Pietsche" = Peitsche) handelte es sich um einen Kreisel, einen sich nach unten verjüngenden Elipsoiden, ebenfalls aus Holz, ähnlich wie das "Isdöppken". Er wurde auch auf einen harten Untergrund geworfen und dann mit der Peitsche (daher die Bezeichnung "Pietschendopp") in Beweg gehalten. Die Peitsche war selbstgefertigt (einfacher Stock mit Bindfaden, andere Bezeichnung = "Knappsettpinnken").

Zu den Spielen. die draußen stattfanden, gehörten auch das Versteken-Spielen ("Verstoppen"), Räuber und Gendarm ("Schandarm") u. a. Im Hause gab es bei schlechtem Wetter oder im Winter einfache Baukasten, den Hampelmann, das Schaukelpferd, den Pferdewagen u.a.

4. Die Schule

Mit dem sechsten Lebensjahr traten die Kinder aus dem Verband der Großfamilie in das Schulleben ein. Am ersten Schultag gingen die Mütter mit den Kindern gemeinsam zur Schule, hier schrieb die Lehrerin (oder der Lehrer) die Namen der Kinder auf - es ging also praktisch nur um die Anmeldung. Danach gingen die Mütter mit den Kindern wieder auf den Heimweg. Am zweiten Schultag wurden die Sitzplätze zugeteilt. In den ländlichen Gegenden war die mit Naschwerk (Süßigkeiten) gefüllte Schultüte nicht bekannt, wohl in den Städten.

Zum ersten Schultag hatte längst nicht jeder einen neuen Tornister, er wurde auch - wenn es möglich war - von schulentlassenen älteren Geschwistern übernommen. Da die Tornister aus echtem Leder oder aus Holz gefertigt waren, hielten sie auch entsprechend lange. Bis in die dreißiger Jahre hinein gab es vornehmlich den Holztornister mit Schiefertafel, Griffel und Putzläppchen. Der Deckel - manchmal bunt bemalt - wurde durch ein zweiseitige Führung geschoben. Die Bauerschaftsschulen bestanden in der Regel aus einem einzigen Klassenraum, in dem alle acht Jahrgänge unterricht wurden, und zwar in Gruppen - manchmal mussten sich die älteren Schüler auch um die jüngeren kümmern.

Während des ersten Schuljahres - manchmal auch über mehrere Jahre - war auch ein- bis zweimal des Nachmittags Unterricht: z. B. Schulschluss um 12 Uhr, Wiederbeginn um 14 Uhr für ein oder zwei Stunden. Dies war noch vor dem Zweiten Weltkrieg, in den dreißiger Jahren, üblich. Aber schon damals drängten die Eltern darauf, die Stunden zusammenzulegen, weil sich der nachmittägliche Unterricht manchmal als störend für den Arbeitsablauf im Hause auswirkte. Es hieß dann auch wohl: "Tweemaol loopen - dovon goht de Holschken gau kapott! (= Zweimal laufen [gehen] davon gehen die

Holzschuhe schnell kaputt") Für manche Schüler, die weit draußen in der Bauerschaft wohnten, war die mittägliche Unterbrechung von 12 bis 14 Uhr zu kurz, um nach Hause und wieder zur Schule zu gehen, so dass sie gezwungen waren, bei Mitschülern zu Mittag zu bleiben, die in der Nähe der Schule wohnten.

Die Wege zur Schule waren für manche Bauerschaftskinder recht weit. Drei bis fünf Kilometer (ein Weg) waren keine Ausnahme. Dazu kam, dass die Kinder in der dunklen Jahreszeit morgens eine Sturmlaterne (Petroleum) oder eine Karbid Lampe mitnehmen mussten, um nicht vom Weg oder vom "Pättken" abzukommen, denn ausgebaute Wirtschaftswege - wie dies heute überall der Fall ist - gab es zumindest bis Mitte der fünfziger Jahre nicht. Straßenbeleuchtung war in der Bauerschaft gänzlich unbekannt.

Die Jungen trugen Holzschuhe (nicht nur im ersten Schuljahr, sondern bis zur Schulentlassung) schwarze, kurze Manchesterhosen, Strümpfe bis über die Knie, zur Einschulung erhielten die Jungen eine andere Frisur; während bis zum Beginn der Schulzeit der sogenannte Bubikopf üblich war (lange Haare bis über die Ohren), gab es nun die sogenannte Pony-Frisur. Besonders stolz waren die Jungen auf ihre Mütze, vorn mit schwarzlackiertem Schirm.

Die Mädchen trugen natürlich ebenfalls Holzschuhe, über das Kleid wurde eine Schürze gebunden (um es zu schonen), die Sonntags gewaschen wurde. Die selbstgestrickten Strümpfe wurden das ganze Jahr über getragen, also auch an heißen Sommertagen. Bis in die Jahre 1925 bis 30 gab es grundsätzlich die "Gretchenfrisur". Aber ebenso bekannt waren die Zöpfe, je länger sie waren, desto stolzer war das Mädchen. Am Ende wurden verschiedenfarbige Schleifen in Schmetterlingsform in die Zöpfe gebunden. An Sonntagen aber wurden weiße Schleifen getragen. In den dreißiger Jahren kamen auch bei Mädchen die Bubiköpfe in Mode.

Zweimal in der Woche wurde Katechismus-Unterricht abgehalten,

und zwar bis zur Ersten Heiligen Kommunion; dazu kamen dreitägige Exerzitien vor Ostern. Bis zur Schulentlassung musste des Sonntagsnachmittags - zumeist gegen 14 Uhr - die "Christenlehre" (mit Aussetzung des Allerheiligsten und Singen des lateinischen Textes "Tantum ergo") besucht werden, die etwa eine Stunde dauerte. Nur an drei Tagen fiel die Christenlehre aus: am zweiten Weihnachtstag, am zweiten Ostertag und am zweiten Pfingsttag.

Vier Wochen vor der Schulentlassung erhielten die Kinder in der Kirche den "Entlassungsunterricht". Der 31. März war der letzte Schultag, am 1. April wurde die Lehrstelle angetreten - es war also ein nahtloser Übergang von der Schule ins Berufsleben. Nach der Schul-Entlassung wurden die Schüler in die "Jünglings-Sodalität" (Sodalis, tat. = Gefährte), die Schülerinnen in die "Jungfrauen-Kongregation" (lat. Versammlung) aufgenommen - dies war eine Selbstverständlichkeit, und zwar bis 1933. Eigentliche Schulentlassungsfeiern, bei denen sich Volksbräuche gebildet hätten, waren nicht bekannt.

Die Kinder wurden schon früh in die Arbeitswelt eingeführt, indem sie in Haus, Hof, Garten und auf dem Felde mitarbeiten mussten. Die Mädchen halfen in Haus und Garten. Auf dem Felde musste das Heu gewendet werden - eine Arbeit auch für Jungen -, und zwar mit der Harke; Runkeln und im Garten gezogene Rübenpflanzen wurden angelegt, damit sie von den Erwachsenen gepflanzt werden konnten; Stoppelrüben mussten im Herbst gezogen, geschnittenes Korn zu Garben gebunden werden. Auch beim Dreschen wurde auf die Hilfe der Jüngeren zurückgegriffen. Das Vieh wartete auf die Fütterung. Auch das Herdfeuer musste versorgt werden, u. v. a. m. Der Verfasser selbst hat schon im Alter von fünf Jahren auf dem Dachboden (dem Balken) die Garben herangeschafft und durch die Luke für den Breitdrescher angegeben oder z. B. im Alter von sieben Jahren das erstemal Hafer mit der Sense geschnitten. Bei vielen Köttern war

es üblich, dass am Sonntagnachmittag von den Kindern die Kühe gehütet wurden, das heißt, außerhalb der normalen Weide, z. B. auf einem Anrain, einem Kleefeld o. ä. Durch diese Arbeiten wurden Beständigkeit, Ausdauer und Pflichtbewusstsein eingeübt.

5. Die Erste Heilige Kommunion

Die Feier der Ersten Heiligen Kommunion war früher ein Fest ganz besonderer Art. Nach kirchlicher Festlegung war sie bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges im Alter von zwölf bzw. dreizehn Jahren (also ein bis zwei Jahre vor der Schulentlassung). Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Erste Heilige Kommunion im Alter von zehn Jahren empfangen. Ein Teil der Schüler und Schülerinnen besuchte nach dem vierten Schuljahr eine weiterführende Schule (Realschule oder Gymnasium), so dass sich damit die Zusammensetzung der Klasse sehr veränderte; noch in diesem Klassenverband sollte nach einem gemeinsamen vierjährigen Weg als Abschluss die Erste Heilige Kommunion empfangen werden. Die Vorbereitung geschah durch den Pfarrer, entweder in der Kirche oder in der Schule.
Die erste Beichte war am Samstag vor dem Kommunion-Sonntag; dann wurde auch der Ablauf bei der Ersten Heiligen Kommunion in der Kirche eingeübt. Eine wichtige Aufgabe hatten dabei die "Führ-Engel" (nicht in allen, aber den meisten Gemeinden); es waren Mädchen im Alter von 13 oder 14 Jahren, die meist mehrere Jahre lang diese Aufgabe wahrnahmen. Der "Führ-Engel" saß als erster in jeder Bank. Seine Aufgabe war es, die Kommunionkinder zur Kommunionbank hinzuführen und wieder in die Bank zurückzubegleiten. Angetan war der "Führ-Engel" mit seinem Kommunionkleid.
Zu Hause galt am Beicht-Nachmittag und –Abend der Grundsatz: "Keinen Lärm machen". Das angehende Kommunionkind hörte dann die Weisung "Sett di henn un biätt die wat!" ("Setz dich hin und bete etwas!") Oft kamen schon am Vortag die Paten angereist, wenn sie weiter weg wohnten.

Die Kleidung der Kommunionkinder bei Jungen:
blauer Anzug mit kurzer Hose (in Billerbeck schwarzer Anzug mit langer Hose);
bei Mädchen:
weißes Kleid (in Billerbeck: blaues Kleid mit weißen Kragen).

Vor dem Ersten Weltkrieg versammelten sich die Kommunionkinder schon um 6 30 Uhr in der Kirche, die Heilige Messe begann um 7 Uhr. Die Eltern und Paten saßen nicht bei den Kindern, sondern hatten hinter den Kommunionkindern Platz genommen. Von den zwanziger Jahren an war die Kommunion-Messe um 8 Uhr. Der Erstempfang der Heiligen Kommunion war immer am Weißen Sonntag (1. Sonntag nach Ostern "Witten Sundag“) oder Christi Himmelfahrt. Das kirchliche Nüchternheitsgebot wurde streng beachtet. Nach der Messe war Termin beim Fotografen, da nur ganz wenige Familien über einen Fotoapparat verfügten, war für die meisten das Foto vom "Ersten Kommuniontag“ das erste Foto im Leben überhaupt. Wieder andere gingen auch zu bekannten Familien in der Nahe der Kirche, wo man auch sonst des Sonntags vor oder nach der Messe kurz hereinschaute (wo man "angäng") und tranken dort eine Tasse Milch mit Zwieback ("Miälk mei Beschüt").
Wenn die Erstkommunikanten wieder zu Hause waren (oder aber nach dem Mittagessen), erhielten sie ihre Geschenke von den Paten.
Am Nachmittag erhielten die Kommunionkinder vom Pfarrer das Kommunionbild; unter einem Motiv aus der Heiligen Schrift war mit Unterschrift des Pfarrers bestätigt, dass das Kind die Erste Heilige Kommunion empfangen hatte. Dieses Kommunionbild stand in einem sehr hohen Ansehen, es wurde gerahmt und aufgehängt; es hatte seinen Ehrenplatz ein Leben lang. Schließlich verteilte der Lehrer am Nachmittag noch ein Andachtsbild.
Das Büchlein "Brot der Engel" war nicht für den Gottesdienst ge-

dacht, sondern zum Lesen und Beten im Hause; vom Beginn der dreißiger Jahre an war es nicht mehr üblich, dieses Büchlein zu schenken. Alles andere an Geschenken blieb jedoch, hier und dort ergänzt durch Geldgeschenke.

Die Uhr (Taschenuhr) durfte von den Jungen zum erstenmal zur nachmittäglichen Andacht in die Kirche mitgenommen werden; diese begann um 15 Uhr. In der Stadt durften die Kinder am Nachmittag auch zu den Nachbarn und sich dort vorstellen; bei dieser Gelegenheit erhielten sie auch von ihnen Kommuniongeschenke (z. B. einen Rosenkranz). Für die Kommunionkinder war es obligatorisch, die Zeitschrift "Das Kommunionglöckchen" zu halten; es wurde zumeist in der Schule ausgegeben.

Dem Tag der Ersten Heiligen Kommunion folgten die sogenannten "6 aloysianischen Sonntage“ (entsprechend den sechs Ordensjahren des Heiligen Aloysius von Gonzaga, von 1585-91, Jesuit, Patron der Jugend); das heißt, die Erstkommunionkinder empfingen an den sechs darauffolgenden Sonntagen die Kommunion. Dies war eine Besonderheit, da es vor dem II. Vaticanum nicht üblich war, an jedem Sonntag zur Kommunion zu gehen. Ab 1940 etwa wurde dieser Brauch nicht mehr praktiziert.

6. Die Heirat

Heiratsvermittlung - Brautwerbung - Verlobung

In den ländlichen Gebieten kannten sich die Jungen und Mädchen meist schon von der Schulzeit an (oder auch schon vorher), so dass bei der Wahl keine Schwierigkeiten zu erwarten waren. Heiraten in weiter entfernte Dörfer war verhältnismäßig selten. Die Werbung des Jungen bei dem Mädchen geschah aber trotzdem nicht immer durch ihn selbst, sondern durch einen Bekannten, Verwandten oder redegewandten Heiratsvermittler. Dies galt auch dann, wenn sich die jungen Leute kannten, ja sogar, wenn sie sich bereits "einig" waren.

Heute kann man sich kaum noch vorstellen, dass ein anderer die Heirat vermittelte, statt dies den jungen Leuten selbst zu überlassen. Doch diese Zeit liegt noch nicht weit zurück; noch zwischen den Kriegen war es recht häufig der Fall. Die Eltern des künftigen Bräutigams und der Braut halfen da mit, sprachen die Verlobung der Kinder ab und führten sie zusammen. Stellenweise gab es auch sogenannte Heiratsvermittler. Bis zum Ersten Weltkrieg betätigten sich auf diesem Felde besonders die "Kiepenkerls" = Männer, die mit der Kiepe auf dem Rücken von Hof zu Hof zogen, sich dort also bestens auskannten.

In Ascheberg gab es noch in diesem Jahrhundert einen angesehenen Krämer (Kaufmann), der mit seinem "Packen" von Hof zu Hof ging und Aussteuer sowie sonstige Kleidungsstücke verkaufte. Er kannte jede Bauernfamilie und vermittelte Heiraten, sicherlich nicht ohne Eigennutz, da er dann jeweils seine Aussteuerwaren verkaufen konnte. Wenn es sich nicht um einen Handelsmann handelte, konnte man sich - so sagte man - durch eine solche Vermittlung "einen Hut verdienen", das heißt, dem Brautwerber winkte am Verlobungs- oder Hochzeitstag als Lohn ein Hut, ein Paar Stiefel oder ein Paar gelbe Strümpfe (wie z. B. in Borken).

Wie dem auch sei: Auf diese Weise wurde manche Ehe vorbereitet; es war eine Art, die allgemein üblich war, überall akzeptiert wurde und durchaus als seriös galt.

Es gab auch bestimmte Formen, die beim ersten Besuch des werbenden Bräutigams im Hause der Braut eingehalten wurden - dies war ja der entscheidende Besuch, von dem die weitere Entwicklung abhing. Schon beim ersten Besuch wurde dem Werber gegenüber nicht durch zweifelsfreie mündliche Aussage, aber in trotzdem eindeutiger indirekter Weise zum Ausdruck gebracht, ob er erwünscht war oder nicht.

Wenn also ein junger Mann Werbungsabsichten hatte, so machte er sich eines Sonntags auf den Weg und besuchte den betreffenden Hof oder Kotten. Das Schwierigste war natürlich der Beginn eines Gesprächs - ganz gleich, ob man sich bereits kannte oder nicht. Man sprach zuerst über das Wetter, die Saat, das Vieh - alles Fragen, die den Bauern interessieren. Auch wurden die Pferde, Kühe und Schweine besichtigt ("De Piär off Kaih off Süerg wüören mustert"). Erst nach solchen Gesprächen und Besichtigungen kam der Besucher auf den eigentlichen Zweck seines Kommens zu sprechen ("Nu loltt us män von't Friggen kueren!" - "Nun lasst uns vom Freien sprechen!") Sodann wurde der Besucher zum Kaffee eingeladen, wobei die Tochter des Hauses, um die es ging, bedienen musste, also den Kaffeetisch decken und einschenken. Regelmäßig gab es zum Kaffee festen Kuchen und/oder "Beschüet" (länglicher Zuckerzwieback). Bestimmte Speisen, die Zu- oder Absage bedeuteten, waren nicht überall bekannt, zumindest nicht im Kreis Coesfeld. Aber in ganz Westfalen galt mäßige Bewirtung, das "geringe Tractament" (wenn z. B. nur ein Butterbrot gereicht wurde), als Absage. Auch bei gebackenen Eier durfte man wiederkommen, waren die Eier jedoch gekocht bedeutete es eine Absage.

Wenn am Schluss des Kaffeetrinkens beide Seiten einverstanden wa-

ren, durfte der junge Mann am darauffolgenden Sonntag wiederkommen. Erst danach besuchten sich auch die Eltern- dies galt auch dann, wenn sich die Eltern bereits kannten oder gar Nachbarn waren.
Die bei diesen Besuchen geäußerten allgemeinen und besonderen Auffassungen, das zueinander gefasste Vertrauen, Sympathie und Zuneigung spielten eine wichtige Rolle. Nicht immer war die "Sache" mit dem gegenseitigem Besuch der Eltern abgeschlossen. Es wurden vielmehr weitere Überlegungen und Gespräche der jungen Leute untereinander und der Eltern mit ihren Kindern angestellt, so über wirtschaftliche Fragen, die Aussteuer, Besitzanteile und Altenteilsrechte ("Ob se wat anne Foet hät"). Bei der Hochzeit im ländlichen Raum ging es nicht nur um ideelle Werte, sondern man dachte konkret auch an den Arbeitsablauf auf dem Hof. Es wurde großer Wert auf Gesundheit, Fleiß und Wohlhabenheit der Braut gelegt. Wenn es um eine Einheirat ging, wurde es als nützlich angesehen, den Besuch an einem Wochentag zu machen, damit man sich über den Arbeitsablauf und -umfang auf dem Hof ein besseres Bild machen konnte. Erst wenn auch alle wichtigen wirtschaftlichen Fragen besprochen worden waren und auch von daher keine Hindernisse im Weg standen, konnten die Beteiligten sagen: "Wi hebbt et fastmaakt!" ("Wir haben es festgemacht/vereinbart!").
Die Verlobung fand zumeist im Hause der Braut statt. Nach dem gemeinsamen Besuch der Heiligen Messe kam der Pfarrer zum Nachmittags-Kaffee, segnete die Ringe und steckte sie den Brautleuten an. Geschenkt wurden Dinge des täglichen Gebrauchs. Eine lange Verlobungszeit war allgemein nicht üblich, meistens wurde schon bei der Verlobung über den Termin der Hochzeit gesprochen.

Die ersten Vorbereitungen

Die Hochzeit hatte von jeher nicht nur eine sehr große Bedeutung,

sie wurde auch aufwendig und ausgiebig gefeiert. Bevorzugt wurde die Zeit "tüsken Seihen und Meihen" = zwischen Säen und Mähen, aber auch schon mal die Zeit nach der Ernte.
Der Trauung war die Verkündigung in den Pfarrkirchen sowohl der Braut als auch des Bräutigams vorgeschaltet, und zwar an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen im Hochamt (meistens Beginn um 10.00 oder 10.15 Uhr). Diese Messen wurden von den Verlobten besucht.

Der Wortlaut der Verkündigung, bis etwa zum Jahre 1950 kirchliche Vorschrift, war wie folgt:
"Es werden zum Stande der heiligen Ehe verkündigt,
zum ersten Male: N. (Name und Stand) aus N. und N. N. aus N.
zum zweiten Male: (wie oben)
zum dritten Male: (desgleichen).
Sollte jemand wissen, dass dieser (diesen) beabsichtigten ehelichen Verbindung (Verbindungen) das Ehehindernis der Blutsverwandtschaft, der Schwägerschaft, der geistlichen Verwandtschaft oder ein anderes kirchliches Ehehindernis entgegensteht, so ist er im Gewissen verpflichtet, dieses sofort dem Pfarrer zur Anzeige zu bringen. (Ist Dispens in einem öffentlichen Ehehindernis erteilt, so wird den betreffenden Namen beigefügt.)
Für beide ist wegen Blutsverwandtschaft, (Schwägerschaft usw.) Dispens erteilt worden. (Ist Dispens von einer Proklamation erteilt worden, so muss auch dies ausdrücklich bemerkt werden.) "
Im Volksmunde sagte man: "Se wüören van de Kanzel smierten/ ropen! ", oder "Se hebbt Lisbeth Hagemann van de Kanzel ropen!" (= "Sie haben L. H. von der Kanzel gerufen! ").

Am Nachmittag der 1. Verkündigung kamen die Eltern der Brautleute, der Gästebitter und die Köchin zusammen, um die Vorbereitungen für die anstehend Hochzeit zu besprechen. Die gesprächseinleitende Frage war: "Wu sall‘t gaohn?“ ("Wie soll‘s gehen, gemacht

werden? ") Es ging dabei um Fragen wie: Wer wir eingeladen? Wer besorgt dies? Was kochen wir zu Mittag? Was kommt zum Kaffee auf den Tisch? Wie sieht das Abendessen aus? Wer macht die Musik? Wer sind die Trauzeugen? Wer führt die Brautleute? usw.
Es oblag den Brautleuten, den "Föhr-Nubier" ("Fahr-Nachbarn") aufzusuchen und wegen der Kutsche zu fragen. Dies galt auch für den Fall, dass auf dem Hof/dem Kotten der Brautleute selbst eine Kutsche vorhanden war. Je nachdem wie der Zustand der Kutschen war wurde auch mal abgesprochen, dass der Nachbar nicht mit seiner eigenen, sondern der Kutsche aus dem Hause des Bräutigams fahren sollte.
Der Hochzeit vorgeschaltet war auch der Brautunterricht. Je nach Zeit und Gegend mussten die Brautleute unterschiedlich oft (ein bis dreimal) zum Brautunterricht, und zwar entweder nach der sonntäglichen Christenlehre (die zumeist um 14 Uhr begann) oder des Abends. Es handelte sich hierbei um eine Unterweisung, bestimmtes Wissen z. B. aus dem Katechismus (wurde aber nicht abgefragt), obwohl die Bezeichnung "Brutexamen" (Brautprüfung) gängig war.

Der Gästebitter

Er hatte die wichtige Aufgabe, die Einladung zur Hochzeit persönlich zu überbringen, damit sollte auch die Bedeutung der Hochzeit unterstrichen werden. Allgemein bekannt war der Gästebitter noch bis in den 20er Jahren, dann verlor er jedoch immer mehr an Bedeutung. Sicherlich hing dies auch damit zusammen, dass oft nicht mehr im gleichen Dorf geheiratet wurde, sondern der "Lebensgefährte" aus einem weiter entfernt liegenden Landesteil kam.

Der Hochzeitslader oder Gästebitter/ Leutebitter war schon äußerlich erkenntlich am Rosmarinstrauß, den er am Hut (Zylinder) und im Knopfloch trug, sowie am "Ladestab" = Hochzeitsstab, Einla-

dungsstab der mit langen, bunten Bändern geschmückt war.

Ein gängiger Spruch des Gästebitters lautete wie folgt:
Guten Tag Euch allen hier,
nun habt Ihr den Gästebitter hier!
Ihr habt es sicher schon vernommen,
dass er auch wollt' hierher kommen.
Hierher setze ich nun meinen Stab,
und mein Hütchen nehme ich ab.
Ich soll Euch sagen von diesem und jenem
Und weiß nun gar nicht mehr, was! (Hier wird ein Schnaps eingeschenkt)
Gott sei dank, was bin ich froh.
Ich kenne nun meinen Spruch wieder und der geht so:
Brautvater und Brautmutter laden Euch ein,
auch die Braut mit ihrem Bräutigam,
Ich sollt Euch alle machen recht fein,
aber Braut und Bräutigam wollen die feinsten sein,
Und putzt Eure Schuhe gut mit Fett,
dann lässt es sich auch tanzen nett.
Die Nachbarn müssen sorgen für einen guten Schinken.
Ist's kein rechter, dann ist's ein linker.
Schöne Suppe gibt es mit Reis.
die ist vom allerbesten Preis.
Dann kommt ein Stück vom Kalb;
Ist's kein ganzes, dann ist's eben ein halbes.
Auch ein Gläschen Wein beim Essen,
das wollen die Brautleute nicht vergessen.
Und nun tut mir eine bunte Schleife an den Rock,
eine schöne Rose an meinen Stock,
Und ein Glas mit Schnaps in die Hand,
damit ich auch hier einen an den Zahn kriege!

Der Gästebitter war üblicherweise kein Verwandter, sondern jemand, der sich in der Nachbarschaft und dem Kreis der Einzuladenden gut auskannte; dies konnte auch der Hausschlächter sein, der das Fleisch für die Hochzeit zubereitete. Es war selbstverständlich, dass zu jeder Hochzeit geschlachtet wurde.
Es war Ehrensache, dass der Gästebitter für seine Besuche auf den Höfen und bei den Köttern einen Gehrock anzog; sein "Ladestab" (Hochzeitsstab) war körpergroß und mit bunten, vor allem roten Bändern geschmückt. Der Zylinder war oft zusätzlich noch mit einem kleinen Kranz oder einem Rosmarinstrauß versehen, ebenso trug er oft ein Sträußchen im Knopfloch.
Wenn er zu den Leuten kam, die er als Gäste zur Hochzeit bat, dann stieß er als erstes mit dem Ladestab kräftig auf den Boden. Damit wollte er sich Gehör verschaffen, es war dies die Aufforderung an die Hausbewohner, zur Haustür zu kommen.
Nachdem der Gästebitter die Einladung ausgesprochen hatte, wurde er bewirtet; manchmal bekam er auch ein Handgeld. Es darf noch gesagt werden, dass es allgemein als Beleidigung des Brautpaares aufgefasst wurde, wenn eine Einladung nicht angenommen wurde.
Dem Hochzeitsbitter war es oft nicht möglich, alle Einzuladenden an einem einzigen Tag zu erreichen - dafür waren die Wege zu weit; auch zog sich der Aufenthalt auf den einzelnen Höfen manchmal in die Länge, was die Bewirtung anging. Es war schon ein Ereignis besonderer Art, wenn ein Gästebitter erschien, man freute sich über die ausgesprochene Einladung und dann wollte man ihn auch nicht gleich weiterziehen lassen.

Die Aussteuer

Man heiratete früher "standesgemäss", d.h. es kam nicht nur darauf an, was die Braut von Hause aus war oder aus welchem Hause sie kam, sondern auch darauf was sie mit brachte: die Aussteuer. Es

handelte sich dabei um Dinge wie Möbel, persönliche Kleidung und die von den Eltern einer Tochter gegeben wurde, um ihren Haushalt einzurichten. Von einer Braut, die eine große umfangreiche Aussteuer in die Ehe mitbringen konnten, sagte man: "Se hat ne graute Utstuer!" (Sie hat eine große Aussteuer!) oder "Se hätt üöordentlick wat an die Foet!" (Sie hat ordentlich was an den Füßen!) Die materielle Seite hatte - das wurde auch offen bekannt - schon eine gewisse, manchmal sogar ausschlaggebende Bedeutung.

Es war - und ist auch größtenteils bis auf den heutigen Tag noch - üblich, dass die Braut das Schlafzimmer, teils auch das Wohnzimmer "mitbrachte". In früherer Zeit, bis etwa zur Jahrhundertwende bzw. bis zum 1. Weltkrieg wurde die Wäsche, versehen mit eingesticktem Monogramm und mit bunten Schleifen zusammengebunden, in Truhen aufbewahrt, die dann ebenfalls mit "zur neuen Stelle" gingen ("De gongen met no de niee Stiae!").

Zu einer guten Wäsche-Aussteuer (vornehmlich Bett- und Tischwäsche, teils auch Leib-Wäsche) gehörte alles in einer 1- Dutzend- oder auch 2-Dutzend-Ausführung, d. h. 12 bzw. 24 Stück von jedem Teil; die 2-Dutzend-Ausführung aber war recht selten. Zur Aussteuer gehörte auch der sogen. "Mantelstock"; es handelt sich hierbei um eine vom Dorfschreiner gefertigte einfache Garderobe, ein Holzbrett mit Haken und Vorhang/ Gardine. Angebracht wurde der Mantelstock entweder in der Küche oder im Schlafzimmer.

Die Truhen, sogen. Runddeckel-Truhen, in denen die Linnenballen und sonstige Aussteuer bis zur Hochzeit aufbewahrt wurden, waren von unterschiedlicher Ausführung, Größe und Qualität. Es gab ganz einfache, mit eisernen Beschlägen ohne Jahreszahl und ohne Schnitzarbeiten, aber auch solche, die den Namen der Braut trugen in Messing oder Schmiedeeisen, aus verschiedenartigem Holz gefertigt waren und Schnitzereien aufwiesen. Oft wurde mit dem Einschnitzen der Namen auch gewartet, bis das Jungmädchen wusste, wen es heira-

tete: Dann wurde beider Namen eingeschnitzt mit der Jahreszahl oder dem Datum der Hochzeit.
Auch war es üblich, dass die Braut noch ein "Schapp" (Schrank), ca. 260 cm hoch, für die Küche mitbrachte. Im Oberteil wurden Tassen und Teller aufbewahrt, im Unterteil z. B. links: Brot, rechts: Küchengerät usw. In der Mitte des Unterteils waren in der Regel vier große Schub-/ Ziehfächer, sogen. "Trecken", ("trecken" = ziehen); dort wurden die Lebensmittel wie Zucker, Salz, getrocknete Birnen/ Pflaumen, Sago und sonstige "Kolonialwaren" (Wie man noch bis zum 2. Weltkrieg sagte) aufbewahrt. Das Mittelteil, "Schenk" genannt, war frei, wenn nicht die "Braudlaar" (Brotlade) dort hingestellt wurde. Man sagte z. B.: "Set dat in de Schenk!" (Setz das in die Schenk = Mittelteil!). Manchmal wurde in der "Schenk" aus Bequemlichkeit auch alle möglichen Dinge abgestellt - aber das wurde nicht als Zeichen besonderer Ordnungsliebe angesehen. Für die "Schenk" gab es auch noch einen anderen heute noch gebräuchlichen Ausdruck, nämlich "Anrichte".
In seltenen Fällen - bis ca. 1945 - gehörte zur Aussteuer auch ein Sofa, mit aufgelegten gehäkelten oder gestickten weißen Tüchern.
Zum Linnen soll noch gesagt werden: Es war 70 cm breit. Von einer Tuchrolle konnten vier Bettlaken oder vier Tischdecken abgepasst werden, und zwar mussten die Tücher (weil sie nur 70 cm breit waren) mit sehr feiner Nadel in recht mühsamer Arbeit mit der Hand zusammengenäht werden. Früher gab es kein Bett- oder Tischtuch ohne Monogramm - das war der Stolz der jungen Frau. Zum Teil wurde die Leinenaussteuer auf dem Hof selbst genäht - bis zur Jahrhundertwende war dies sogar die "Regel". Später - bis in die 1930er Jahre - kam die Weißnäherin auf die Höfe und übernahm diese Arbeit, sie wurde die "Wittnaiherschk" genannt.
Es war selbstverständlich, dass am Hochzeitstag die mitgebrachte Aussteuer regelrecht besichtigt und begutachtet wurde, und zwar im

Anschluss an das Kaffeetrinken. Es war dies eine ganz besonders wichtige Sache, und hiervon gab es keine Ausnahme. Wenn auf der einen Seite die mitgebrachte Aussteuer der Stolz der jungen Frau war, so musste nach der Besichtigung unbedingt auch das Urteil kommen: "Sia hat üördentlik wat metbracht!" (Sie hat ordentlich was mitgebracht!) Alle Schranktüren und Schubfächer wurden geöffnet, damit leicht ein Überblick möglich war. Mehr als einmal soll es vorgekommen sein, dass „Nieschierige" (neugierige) Kaffee-Tanten mit der Hand mal hinter die Ballen fassten (wenn die junge Frau gerade nicht zuschaute), um sicherzugehen, dass dort kein leerer Raum war (denn auch das soll es schon mal gegeben haben). Vieh gehörte, soweit bekannt, wohl nur bei den wohlhabenden Familien zur Aussteuer.

Das Kistenwagenfahren und andere Bräuche

Das Kistenwagenfahren war bis ca. 1970 üblich, spätestens seit dieser Zeit stellen die Möbelschreiner selbst keine Möbel mehr her, da dies fast ausschließlich von Möbelfabriken übernommen wurde. Es ging beim Kistenwagenfahren darum, dass die gesamte Aussteuer der Braut zum Haus und Hof des Bräutigams gefahren werden musste; man nannte dies auch "Brutwagenföern", (= Brautwagenfahren). In der Regel geschah dies montags, am Tage vor der Hochzeit; dabei schwang natürlich die Vorfreude auf das Fest mit. Beim Kistenwagenfahren handelte es sich um einen Kastenwagen oder einen Sack-/ Leiterwagen (= "Ringstenwagen"; Ringsten = Seitenteile am Erntewagen), der zuvor bestens gesäubert und geschmückt wurde; auch die Pferde wurden geschmückt. Am Wagen festgemacht wurde ein Reisigbesen (selbst gefertigt aus Birkenreisig) mit einem Hahn inmitten der Reisige.

Gefahren wurde das "Brautfuder" vom ersten Nachbarn und der "Soltmoer", evtl. auch vom Bräutigam. Die Braut selbst fuhr nicht

mit, wohl aber der Schreiner, der die Möbel gefertigt hatte, denn es war ja auch seine Aufgabe, die Möbel aufzustellen, die Türen und Trekken (= Schubladen, Ziehladen) gangbar zu machen. Vor und nach dem 1. Weltkrieg fuhr auch noch die "Wittnaiherschk" (= Weißnäherin, die Näherin der Brautsteuer) mit.
Wenn der Wagen am Haus des Bräutigans ankam, wurde er von allen bejubelt, ja schon von weitem mit Rufen und Winken begrüßt, weil er erwartet wurde. Die erste Frage bei Ankunft des Kistenwagens war gewöhnlich: "Wo ist die Waterwoog ?" (Wo ist die "Wasserwaage" = Schnapsflasche).
Sodann wurde alles vom Wagen abgeladen und an Ort und Stelle gebracht. Das Aufstellen des Schlafzimmers stellte einen besonderen Höhepunkt dar, wobei auch überlieferte Formen beachtet wurden.
So waren dabei alle Nachbarn anwesend, die "Soltmoer" hatte die Führung. Die jungen Brautleute allerdings hatten mit dem Aufstellen des Schlafzimmers nichts zu tun, sie durften nicht dabei sein. Das Aufstellen des Schlafzimmers zog sich oft sehr in die Länge, denn es musste immer wieder "ausgewogen" werden, ob das Schlafzimmer auch "in der Waage" stand. Häufig kam es dabei vor, dass den jungen Eheleuten ein Schabernack gespielt wurde. Man hing ihnen z. B. eine Schelle unter‘s Bett oder nähte Ober- und Unterbett zusammen. Wenn diese Arbeiten erledigt waren, schloss die "Saoltmoer" das Schlafzimmer ab; sie öffnete es erst wieder am Hochzeitsmorgen.
Das Kistenwagenfahren geschah in der Regel am Tag vor der Hochzeit. Dies bedeutete, dass nach dem Aufstellen des Schlafzimmers und dem Verbringen der übrigen Aussteuer der sogen. "Polterabend" eingeleitet wurde, und zwar mit Essen, Trinken und Tanzen. Manchmal ergab sich beim Einräumen, dass ein bestimmtes Teil, z.B. eine Schublade "spurlos" verschwunden war; es stellte sich dann erst wieder ein, wenn es reichlich "Suchgeld" oder einen guten Tropfen gab.
Hier und dort war die Bezeichnung "Kuorfaowend" für den Polter-

abend gebräuchlich - bis ca. 1950. Die Bezeichnung "Korbabend" leitete sich davon ab, dass die jungen Leute Eß- und Trinkbares im Korb mitbrachten.

Ein Polterabend mit Glasscherben war auf dem Lande unbekannt, es sei denn, Braut oder Bräutigam kamen aus der Stadt, z. B. aus Coesfeld, Dülmen oder Dortmund. Aber auf dem Lande hat sich das Scherbenwerfen bis heute nicht überall durchgesetzt. Wo es praktiziert wird, hat es den alten vermuteten Sinn, durch Poltern und Lärmen böse Geister zu vertreiben, verloren.

In den Bauernschaften hieß eine Aussage: "So äs ne Beerdigunk uterhalb eenen ganzen Dag duern mott, so mott on ne Hochtiet wenigstens acht Dage duern (= So wie eine auswärtige Beerdigung einen ganzen Tag dauert, so muss eine Hochzeit wenigstens acht Tage dauern), was besagen soll, dass jede Art der Vorbereitung, z. B. Grön halen (= Grün holen), Kränzen (= Kränze binden), Kistenwagenföern (= Brautwagenfahren), Polteraobend (= Polterabend) und Nachbereitung, z. B. Kränze affbin'en (= Kränze abbinden) extra "gefeiert" wurde.

Am Kranzabend wurde das Grün, das die Nachbarn bei der "Saoltmoer" zusammengefahren hatten, zu Kränzen geflochten, und zwar hauptsächlich von Frauen. Für die Unterhaltung sorgte ein Bekannter mit dem "Treckbühl" (= Bandonion).

Eine "Arbeitsteilung" besonderer Art, wenn Männer zugegen waren, bestand darin, dass die Letztgenannten dem Alkohol zusprachen. "Dat was maol wier ne Geliärgenheit! " (= Das war mal wieder eine Gelegenheit - zum Trinken!). All dies spielte sich "up de Diäl" ab (= auf der Deele/Tenne).

Bei Beginn der Dunkelheit waren die Kränze zumeist fertig, so dass für alle der gemütliche Abschluss des Tages gekommen war. Hierzu wurde zunächst kräftig geschossen. Man sagte hierzu: "Wi wellt de aollen Friggers verdriewen" (= wir wollen die alten Freier vertreiben/

verjagen). Früher nahm man dazu schwere Böller, die mit Schwarzpulver gefüllt wurden; darauf stopfte man Papier, und mit einem Zunder wurde das Pulver zum Knallen gebracht. Eine weitere, nicht ungefährliche Art des Schießens wurde mit Milchkannen durchgeführt, die man mit Karbid füllte.

Nach dem 2. Weltkrieg ging man dazu über, Luftballons mit Sauerstoff oder anderen Gasen zu füllen; daran hielt man eine glühende Stange, so dass die Ballons unter lautem Gekrache platzten. Dazwischen wurde auf der Deele getanzt, und zwar bis in die Nacht hinein.

Natürlich gab es weitere notwendige Vorarbeiten für den Hochzeitstag: Beim Kränzen und Bogenmachen durften auch die selbstgeformten Röschen nicht fehlen; schließlich musste auch das Essen für die große Gästeschar entsprechend vorbereitet werden: es wurden, je nach Jahreszeit, ein oder zwei Schweine geschlachtet, ebenso Hühner oder Pute. Dazu mussten Unmengen Kartoffeln geschält werden. 2-3 Tage vor der Hochzeit wurde mit solchen Arbeiten begonnen.

Zur Vorbereitung des Essens wurde eigens eine Kochfrau bestellt. Es gab Frauen, die dafür bekannt waren, große Hochzeiten zu "bekochen", die also alljährlich mehrmals in Aktion traten und sich dadurch ein Zubrot verdienten.

Die vorgenannten Arbeiten konnten - zumeist im Hause des Bräutigams - nur gemeinsam mit der Nachbarschaft getan werden; abends wurde getanzt. Manch einer hat an einem solchen Abend das Tanzen überhaupt gelernt. Und es geschah nicht selten, dass an einem solchen Abend sich spätere Eheleute kennen lernten.

7. Die Hochzeit

Die Hochzeit ist nicht nur für Braut und Bräutigam, sondern auch für die deren Familien, die ein neues Verwandtschaftsverhältnis beginnen, ein Ereignis von höchster Bedeutung. Während heute das moderne Wochenende mit seiner Freizeit die Wahl des Hochzeitstages bestimmt, war es früher die Zeit zwischen Säen und Mähen, die bei der bäuerlichen Bevölkerung mit Rücksicht auf die großen jahreszeitlichen Arbeiten für das große und aufwendige Fest am geeignetesten erschien. Da an zwei Tagen gefeiert wurde, war meistens der Mittwoch Hochzeitstag. Der Montag und Dienstag dienten den Vorbereitungen, wobei am Dienstag Polterabend war. Am Mittwoch und Donnerstag wurde ausgiebig Hochzeit gefeiert. Am Freitag durfte kein Fleisch gegessen werden, weshalb er für Feiern nicht so günstig war. Deshalb konnte am Freitag und Samstag aufgeräumt und alles - wieder "in Ordnung" gebracht worden.
Zum Abend des Donnerstag, dem 2. Hochzeitstag, soll noch vermerkt werden, dass dieser als der sogen. "Fangaobend" bezeichnet wurde. Dazu kamen Bekannte oder Verwandte der Nachbarn, die am Hochzeitstag die Nachbarhöfe "eingehütet" ("inhöed") hatten, zur Hochzeitsfeier hinzu.
Die kirchliche Trauung fand allgemein in der Pfarrkirche der Braut statt. Der Pfarrer erhob die doppelte Gebühr, wenn sie in der Pfarrkirche des Bräutigams vorgenommen wurde. Die Fahrt zur Kirche erfolgte mit Kutschen (des ersten Nachbarn, des "Faohr-Naobers"), und zwar Braut und Bräutigam getrennt - erst vor der Kirche trafen sie sich.

Zur Kleidung
Die Braut hatte zwei Kleider: Einmal das lange weiße Hochzeitskleid (mit Schleppe) (= verlängertem Schleier). Dieses wurde am 1. Hoch-

zeitstag gegen Mitternacht beim sogen. "Brututtrecken" (= Brautausziehen) ausgewechselt und durch ein - zumeist kurzes - blaues Kleid ersetzt. Der lange Schleier, auch Schleppe genannt, wurde von den Engelchen getragen - er gehörte immer dazu. Hier gab es ein Sprichwort: "De langen Schleiers schlierpt viell Elend naoh!" (= Die langen Schleier schleppen viel Elend hinter sich her!) Man könnte diese Spruchweisheit - wie viele andere in plattdeutscher Sprache auch - für überspitzt ansehen, aber der wahre Kern, der darin steckt, bleibt: Das Leben ist kein Gang mit feierlich langem Schleier - alles zu seiner Zeit. Wenn der Alltag wieder eingekehrt ist, muss hart gearbeitet werden, wie es die Pflicht erfordert. Das sollte wohl damit ausgesagt werden.

Angetan war die Braut weiter mit weißen Handschuhen, weißer Handtasche (später mit einer Pompadour, passend zum Brautkleid), in der einen Hand und dem Gebetbuch, das in ein Ziertuch mit selbstgehäkelter Spitze gelegt war, in der anderen Hand. Selbstverständlich trug die Braut auf dem Kopf den Myrtenkranz, der zusammen mit dem Schleier in den Haaren befestigt war. Der Brautstrauß kam erst nach dem 2. Weltkriege auf, hier und dort schon zwischen den Kriegen. Aus Nottuln wird berichtet, dass der Brautstrauß am Tage nach der Hochzeit zur Muttergottes in die Kirche getragen wurde, um auf diese Weise um eine glückliche Ehe zu bitten.

In alter Zeit, etwa vor dem 1. Weltkrieg, trug die Braut ein schwarzes Seidenkleid mit Myrtenkranz, das weiße Brautkleid kam, wie oben dargelegt, zwischen den Kriegen auf. Ende der 60er Jahre ging man zunehmend vom weißen Brautkleid ab: Es wurde und wird in Kostüm und dunklem Anzug geheiratet. Dies mag praktische Gründe haben, z. B. um Geld zu sparen, aber auch, weil eine ausgeprägte Nüchternheit die letzten beiden Jahrzehnte bestimmten.

Der Bräutigam trug einen schwarzen Anzug oder Gehrock mit Zylinder, im linken Ansteckloch ein Myrtensträußchen. Nicht überall,

jedoch bei besonders großen Hochzeiten, war das Böllerschießen bekannt:
das 1. Mal zum Wecken der Brautleute um 6.00 Uhr oder wenn sie mit geschmückten Kutschen zur Kirche abfuhren,
das 2. Mal bei der Rückkehr des vermählten Paares von der Kirche auf den Hof,
das 3. Mal zum Mittagstisch.

Seinen Ursprung hatte das sogen. Böllerschießen wohl in den kirchlichen Prozessionen, bei denen das Ankommen der Prozession des Allerheiligsten bei der jeweiligen Station mit dem Böllerschuss angezeigt wurde; die Kanone stand dann abseits im Feld. Das Böllerschießen war jedoch nicht ganz ungefährlich; aber es gab in jedem Dorf oder in der Bauerschaft immer einige Männer, die sich hierin bestens auskannten und gern diese Aufgabe übernahmen.
Nun aber zurück zu den Brautleuten, die vor dem Portal der Kirche ihren Kutsche entstiegen waren: Hier nahm das Braupaar zusammen mit den Brautführer den "Tieggengängern" (= den Danebengehenden) Aufstellung. Brautführer waren zumeist unverheiratete Geschwister der Brautleute. Hineingeführt in die Kirche aber wurde die Braut von ihrem Vater und Schwiegervater, der Bräutigam von zwei Brautjungfern (nicht den Müttern!).
Der Pastor holte (und holt auch heute noch) die Brautleute im Turm der Kirche ab und geleitete sie zum Altar. Da wurde die Trauungszeremonie vorgenommen, wie sie auch heute noch vorgeschrieben und üblich ist.
Nach der Trauung in der Kirche gab es früher den obligatorischen Weg zum Fotografen - noch bis in die 60er Jahre hinein, und zwar gemeinsam mit den Trauzeugen, manchmal auch mit den Engelchen. Mittlerweile aber wird diese Aufgabe von den vielen, in jeder Familie anzutreffenden Hobby-Fotografen erfüllt. Sogar in der Kirche selbst

werden Aufnahmen gemacht und Filme aufgenommen, die den Trau-Ritus aufzeichnen.
Sodann kehrte man entweder im Haus der Braut ein, bis die Brautleute zum Mittagessen im Haus des Bräutigams abgeholt wurden (sofern diese nicht aus verschiedenen Orten kamen) - oder aber es ging im feierlichen Zug in ein Café oder Gasthaus, wo das Frühstück gemeinsam mit dem Pfarrer eingenommen wurde; denn die Brautleute waren noch nüchtern, weil sie in der Brautmesse die Heilige Kommunion empfangen hatten. Dieser Brauch des Kommunizierens entstand um die Jahrhundertwende. Davor war es allgemein nicht üblich, vor der Hochzeit zu beichten und in der Brautmesse zu kommunizieren.
Beim Kaffeetrinken sagten einige Kinder Sprüche oder kleine Gedichte auf, die für diesen Tag von den Eltern eingeübt worden waren.
Auf der Heimfahrt von der Kirche wurden die Hochzeitsgäste immer wieder von der Jugend angehalten, die den Weg mit einem Seil versperrten. Die Fahrt konnte erst dann fortgesetzt werden, wenn die Brautleute Süßigkeiten oder Kleingeld als "Wegzoll" entrichtet hatten.
Vor der Haustür wurde das jungvermählte Paar und die vier "Tieggengängers" (= Trauzeugen) von einem Mädchen (meist eine Gehilfin der Köchin) mit einem Spruch und sechs gefüllten Weingläsern empfangen. Manchmal erfolgte die Begrüßung auch durch einen Nachbarn, der einen Spruch aufsagte, den Brautleuten zuprostete und im Namen der Nachbarschaft Glück und Segen wünschte. Sodann führte die Frau des Hauses (wenn sie nicht mehr lebte, der Vater des Bräutigams) die junge Braut am Arm ins Haus. Der Zug bewegte sich zur Deele hin, wo jeder den vom Gästebitter zugedachten Platz einnahm. Wenn der Pfarrer, der gewöhnlich des Nachmittags zum Kaffeetrinken kam, schon jetzt dabei war, führte er die

Braut ins Haus zum Tisch.
Die Nachbarn waren bei der Hochzeit immer dabei; allerdings war es auch oft so, dass zumeist ein Erwachsener auf den Höfen blieb, um das Vieh zu versorgen, andere wiederum arbeiteten am Hochzeitstag in der Küche mit, halfen beim Tischdecken oder Servieren. Für alle, die bei der Hochzeit selbst nicht mit feiern konnten, fand einige Tage später ein Kaffeetrinken statt. Im übrigen zählten zu den Hochzeitsgästen neben den Paten, die Onkeln und Tanten, sowie deren Abkömmlinge, also Cousins und Cousinen; die Familien wurden vollständig eingeladen, jung und alt, auch wenn es drei Generationen waren.
Um auch dies zu sagen: Bei den Geschenken gab es unterschiedliche Regelungen. Oft taten sich Nachbarn zusammen, um gemeinsam ein Hochzeitsgeschenk zu überbringen, z. B. eine Kollektion von sechs oder zwölf Silberlöffeln, wobei jeder Nachbar ein Stück bezahlte. Gängige Regel aber war es, dass ein Schinken gegeben wurde, wobei das Gewicht von der Zahl der gefeierten Hochzeitstage abhing. Bei einer Drei-Tage-Hochzeit (zwei Tage Hochzeit und ein Tag Rundgehen) musste der Schinken mind. 30 Pfd. wiegen. Wenn es nur zwei Tage waren, konnte der Schinken weniger wiegen; auch wurden geschlachtete Hühner, sowie selbstgemachte Butter (zwei Pfd. für jede mitfeiernde Familie) gegeben. Der Begriff "Schinkenhochzeit" war allgemein bekannt.
In den 50er Jahren änderten sich die Schenkgewohnheiten; es hatte jetzt jeder genug und gut zu essen, so dass Nahrungsmittel (Schinken, Hühner, Butte Eier) keine Rolle mehr spielten, wenn es um Hochzeitsgeschenke ging. Nun gab man Geld oder nützliche Gegenstände für den Haushalt.
Wie oben bereits erwähnt, wurde das Hochzeitsmahl auf der Deele/ Tenne ausgerichtet; denn die "beste Stuow" (= beste Stube = Wohnzimmer) war für eine so große Gesellschaft zu klein. Die Vorberei-

tungen dafür nahmen schon einige Zeit in Anspruch. Die Tenne, deren Bodenbelag aus großen rechteckigen oder quadratischen Natursteinplatten (zumeist Sandstein) bestand, musste bestens gesäubert werden; gleiches galt auch für den angrenzenden Pferde- oder Kuhstall. Nach dem Abendessen wurde die Tafel auf der Tenne aufgelöst, die Tisch in eine Ecke gestellt - weil der Tennenboden als Tanzfläche diente -, während die Sitzplätze dann in den gesäuberten, extra geweißelten Kuh- oder Pferdeställen waren. Auf der "Hill", (= Futterboden über den Ställen), höhenmäßig zwischen Balken (= Dachboden) und Kuh-/Pferdestall gelegen (die Schweine waren wegen ihres unangenehmen Geruches in der Regel im sogen. "Vörschöppsel", einem vorgebauten Schuppen untergebracht), die ebenfalls geräumt und gereinigt worden war, nahm die "Musik" Platz und spielte zum Tanz auf. Die Platzanordnung war je nach vorhandenem Raum unterschiedlich, zumeist jedoch kam eine Hufeisenform zustande.

Eine erfahrene Köchin, die wusste, worauf es ankam, hatte das Hochzeitsessen mit Hilfe von Nachbarfrauen oder Verwandten vorbereitet, denn die Hausfrau musste sich ja darauf verlassen können, dass es bei diesem wichtigen Teil der Hochzeitsfeier, dem Essen, reibungslos zuging. Man sagte dann wohl: "Do sall us nich een wat nohseggen können!" (Da soll uns keiner etwas nachsagen können!) Natürlich stand die Köchin nicht allein, sondern es gingen ihr weitere Hilfen für das Schmücken und Eindecken der Tische und der Bedienung der Gäste zur Hand. Sie selbst hatte über den gesamten Ablauf, von der Vorbereitung bis zum Spülen, das "Kommando".

Zum Mittagessen selbst ist zu sagen, dass der Anfang mit einer guten, kräftigen Hühner- oder Rindfleischsuppe mit Einlage gemacht wurde. Zum Hauptgericht wurden Salzkartoffeln mit Schweine- oder Rindfleisch (sehr viel davon), dazu Bratwurst, einer Braten- und/ oder Zwiebelsoße und Beilagen (Erbsen, Möhren) gereicht. Dazu gab es verschiedene Kompotte und Salate. Zum Nachtisch kam verschie-

denerlei Obst und Pudding auf den Tisch. Allgemein ist dies auch heute noch so.
Es war selbstverständlich, dass ein schulpflichtiges Kind beim Essen vor- und nachbetete, wenn allerdings der Pfarrer beim Mittagsessen zugegen war, fiel ihm diese Aufgabe zu. Nach dem Mittagessen wurde für die Köchin und die Bedienung gesammelt; dazu ging ein Teller, der sogen, "Umleiper" (= Umläufer) um.
Nach dem ausgiebigen Mittagessen machte die Hochzeitsgesellschaft, wenn es das Wetter zuließ, einen Gang über den Hof, durch die Ställe und über die Felder in der näheren Umgebung. Bei regnerischem Wetter stand man in den Türen des Hauses und besprach die gerade anstehenden Arbeiten oder Probleme in Haus, Feld und in der Viehhaltung.
Noch vor dem Kaffeetrinken musste von den jungen Leuten aus der Nachbarschaft eine schwierige Aufgabe gelöst werden. Es ging darum, den an den Vorabenden hergerichteten Puppenwagen einschl. Puppe hoch oben auf dem Hause fest anzubringen, ebenso - dies allerding nur im Dorf oder in der Stadt, nicht jedoch auf den Höfen in den Bauernschaften - eine Wäscheleine mit verschiedenen Kinder-Kleidungsstücken. So ist es auch wohl heute noch an vielen Stellen.
Zum Nachmittags-Kaffee war guter Bohnenkaffee sehr gefragt. Die Tische waren mit Kuchen und Torten verschiedenster Art belegt, diese waren im Hause selbst zubereitet worden - Nachbarn oder Verwandte wirkten hierbei nur in wenigen Ausnahmefällen mit.
Vom Kaffee-Trinken an spielten die Musikanten auf, sie hatten auf der "Hille" Platz genommen und sagten die Musikstücke an. Mit dem Tanz wurde aber erst nach dem Abendessen begonnen.
Zum Abendessen gegen 19.00 Uhr gab es Brot, Butter, Aufschnitt verschiedener Art, Bratenstücke vom Mittag und verschiedene Salate, dazu Suppe oder Kaffee. Nach dem Abendessen wurde die Deele freigemacht, um dort tanzen zu können. Eingeleitet wurde der Tanz

vom Brautpaar.
Die "Musik" bestand zumeist aus zwei Mann: ihre Instrumente waren das Bandonion ("Treckbühl") und die Trommel. Vor dem 1. Weltkrieg waren es meist Geige und Klarinette. Gespielt und getanzt wurde zunächst bis Mitternacht. Zwischendurch wurden immer wieder gemeinsam Lieder gesungen, ein bekanntes Hochzeitslied lautete:

1) De Kuckuck up den Tune satt.
   Heidideldeid, doe kamm'n Schu un he woer natt.
2) Doe kamm de leiwe Sunnenschien,
   Heidideldeid, de Kuckuck, de woer hübsch un fien.
3) Gott giew de Brut, wat ik ehr günn,
   Heidideldeid, de Kuckuck, de woer hübsch un fien.
4) Dat Jaohr d'rup en Döchterlein,
   Heidideldeid, dat'n Stück of veer, fief, sesse sein.
5) Gaoht fief of sess an eenen Diss,
   Heidideldeid, dann weet de Frau wat hushollen is.

Erwähnt werden soll noch das sogen. "Füer-Anmaken", was aber nicht überall bekannt war: Gemeinsam mit dem ersten Nachbarn musste die Braut versuchen, das Herdfeuer anzuzünden; dabei gab es manchmal Schwierigkeiten, wenn z. B. - wie leicht vorauszusehen war - der Schornstein gerade an diesem Abend verstopft war.

Dat Brututtrecken

Gegen Mitternacht versammelten sich die Gäste unter Führung des Gästebitters zum Brauttanz. Zuvor wurden zwei Stühle zusammengestellt, auf denen die Brautleute Platz nahmen. Nachbarn, Verwandte und Bekannte stellte sich im Kreis um die Beiden auf, während die Musikanten das Lied "Wir winden dir den Jungfernkranz" spielten. Dabei tanzten all um die Brautleute, außer der "Saoltmoer", die der Braut den Kranz abnahm. Dabei sagte der Gästebitter einen Spruch

auf und gab den jungen Eheleuten Ermahnungen für den Ehestand - in humorvoller Weise. Währenddessen übergaben die Nachbarn den jungen Eheleuten die Attribute der Hausfrau. Kochlöffel, Kochtopf und einen Hahn, der vorher mit Schnaps betäubt worden war. Dieser musste einmal krähen zum Zeichen dafür, dass die Frau nunmehr "Hahn im Korbe" sei - aber meist fiel das Krähen aus. Der junge Ehemann bekam eine lange Pfeife, die "Schluffen" (= Pantoffeln) oder "Holsken" (= Holzschuhe) an die Füß zum Zeichen seiner Unterwürdigkeit, und schließlich zog man ihm eine Zipfelmütze über den Kopf. Gleichzeitig wurden der Braut die Hochzeitsschuhe (weiße Leinenschuhe) ausgezogen und ihr ein Paar "niee Holsken" (= neue Holzschuhe) aus denen das Stroh herausschaute, angezwängt. Sodann begann der Brauttanz: Jeder Nachbar und jede Nachbarin musste den Jungvermählten die Ehre geben, einmal mit ihnen zu tanzen.

Nach diesem Tanz, der für die Brautleute nicht ganz leicht war - denn in "Holsken" zu tanzen, ist nicht gerade ein Vergnügen - mussten sie zusehen, dass sie selbst zu einem gemeinsamen Tanz kamen und dann unauffällig verschwanden.

Es kam häufig vor, besonders die Jüngeren machten sich den Spaß daraus, dass sich der Tanz sehr in die Länge zog, denn man wollte das Brautpaar lange in dieser Aufmachung - Zipfelmütze auf dem Kopf und Holzschuh an den Füßen - unter sich haben. Zum "Brututtrecken" gab es aber noch einen weiteren Brauch, der oft noch praktiziert wird. Nicht die Soaltmoer, sondern jungen Frauen aus der Nachbarschaft hielten den langen Brautschleier über dem jungen Paar fest, und wer ein Geldstück hineinwarf, durfte mit der Braut tanzen. Das so eingekommene Geld wurde dem Bräutigam übergeben, der dann bald mit seiner jungen Frau auswärts essen gehen sollte. Wenn die Frau das Geld erhielt, sollte dies für den ersten Einkauf nach der Hochzeit sein.

Eine weitere Ausweitung bestand darin, dass die jungen Nachbarsfrauen - nachdem sie vorsichtig den Schleier abgenommen hatten - der Braut eine Nachtmütze aufsetzten und ihr eine Nachtjacke überzogen Der Bräutigam erhielt außer der Zipfelmütze noch eine Pfeife in den Mund und einen blaugestreifen Kittel.
Mit dem "Brututtrecken" sollte ausgedrückt werden, dass die Braut nun nicht mehr zum Stand der jungen Leute, sondern zu dem den Verheirateten gehörte. Hatten sich die Brautleute freigetanzt, so konnten sie sich zurückziehen und nach einer gewissen Zeit im gewöhnlichen Festkleid wieder bei der Hochzeitsgesellschaft erscheinen. Das Kleid war identisch mit dem sogen. "Sonntagnachmittags-Staat".
Bis in den frühen morgen, d. h. bis zum Viehfüttern wurde dann weitergetanzt, gegessen und getrunken. Zwischendurch wurden immer wieder belegte Schnitten gereicht.

Das Nachfeiern
Dies begann eigentlich schon unmittelbar am Morgen nach der Hochzeit, d. h. bei einer Zwei-Tage-Hochzeit am Morgen nach dem 2. Tag; hier machten sich die Nachbarn auf, um in der Nachbarschaft Eier zu sammeln, die dann im Laufe des Tages zubereitet und gegessen wurden. Vornehmlich fand das Nachfeiern beim sogn. Abkränzen statt, das die Nachbarn besorgten - die gleichen, die auch das Kränzen übernommen hatten.
In den Baumbergen ziehen die Nachbarn mit einem Holzbock durch die Bauerschaft, der an allen Häusern riechen und saufen muss. Wer auf ihm sitzt, muss sehr aufpassen, denn das Gezerre ist groß und der Bock geht über Stock und Stein, durch Gräben und über Misthaufen. Zum Schluss des Rundgangs wird der Bock dort abgegeben, wo man den nächsten Bräutigam vermutet.
Im Lüdinghauser Raum ist nach dem 2. Weltkrieg das sogen.

"Knuoken-Vergrawen" (= Knochenvergraben) aufgekommen, was wohl eine Parallele zur altbekannten Bacchus-Beerdigung sein soll. Hier ging es darum, einen großen Knochen auf dem Hof zu vergraben, wo die nächste Hochzeit vermutet wurde. Das war der Ausklang.

Beim "Knuoken-Vergrawen" ging und geht es wie folgt zu:

Ein besonders schöner großer Knochen, der bei der Hochzeit übriggeblieben war, wurde saubergeputzt und mit einem Bindfaden an einem Stock befestigt. Des weiteren musste jemand die Fahne tragen, die sogen. Nachbarschaftsfahne (z. B. Bauerschaft Össing, Weberstraße in Seppenrade), bei allen Anlässen besonderer Art musste diese Fahne dabei sein (außer bei Beerdigungen). Ein Dritter spielte mit dem Schifferklavier. Der Bräutigam umwickelte seinen Hut mit Toilettenpapier, zog seine Jacke verkehrt herum an und trug einen Eimer mit Toilettenbürste - warum das ist nicht bekannt. Dann formierte sich der Zug, ausgehend vom Haus der Jungvermählten (dabei wurde es manchmal 10 oder 11 Uhr), an dem alles, was Beine hatte, teilnahm, sogar die Kinder. Der Zug ging von Hof zu Hof in der Nachbarschaft, wobei stolz und freudig die Fahne und der Knochen geschwenkt, bei jedem Halt gesungen und getanzt und Eier eingesammelt wurden.

Abschließend soll noch zu den Hochzeitsgedenktagen gesagt werden, dass es besonderes die silberne Hochzeit (25 Jahre) und die Goldene Hochzeit (50 Jahre) große Volkstümlichkeit haben. Seit den 60er Jahren aber ist hier eine Erweiterung vorgenommen worden.

Die Hochzeitstage in der Übersicht

Haben Sie gewusst, dass die **Ehe nach fünf Jahren hölzern** wird?

Keine Angst, die Partner sind in dieser Zeit nicht stumm wie Bäume geworden und haben sich außer (Wind-)Geheul nichts mehr zu sagen. Vielmehr wird der **fünfte Hochzeitstag** als "**Hölzerne Hochzeit**" gefeiert; die Beziehung ist mittlerweile so beständig wie Holz.
Anders sieht das am Tag der **eigentlichen Trauungszeremonie** aus: Dieses Datum nennt man "**Grüne Hochzeit**", die Frischvermählten sind in ihrer neuen Eherolle eben noch grün hinter den Ohren.
Zwölf Monate später steht die "**Baumwollhochzeit**" an.
Das dritte Ehejahr wird mit der "**Ledernen Hochzeit**" begrüßt, hoffentlich ist es nur keine Krach-Lederne!

Die Liebe steht in voller Blüte
"**Zinnerne Hochzeit**" steht nach **sechseinhalb Jahren** an. Nach sieben Jahren ist das Strahlen der Brautleute schon etwas matter geworden, dann begeht das Paar den **"Kupfernen Hochzeitstag".**
In voller Blüte steht die Ehe nach **zehn Jahren**, dann kann sich das Paar als "**Rosenhochzeiter**" romantische Stunden gönnen. Nur 30 Monate später gibt es wieder einen Grund zum Sektkorkenknallen:
Nach **zwölfeinhalb Jahren** wird die **"Nickel-" oder "Petersilienhochzeit"** gefeiert. Nickel steht für Glanz, Glanz, der immer noch da ist oder erneuter Glanz, nachdem das Vehikel Ehe noch mal aufpoliert wurde? Klar, Petersilie bringt erst die richtige Würze: Die besiegelte Partnerschaft hat jetzt ihren vollen Geschmack entwickelt, das Paar mag sich immer noch.

Zerbrechlich wie Porzellan?

"**Kristallene Hochzeit**" wird am **15. Hochzeitstag** begangen. Gleich einem Kristall ist das Eheleben zu einem kostbarem Gut geworden.
Die "**Porzellanhochzeit**" steht nach **20 Jahren** an. Wie edles Porzellan ist die Ehe glänzend und empfindlich.

Beim **25 jährigen Ehejubiläum** wird oftmals das Tafelsilber geputzt, schließlich soll die "**Silberhochzeit**" besonders geehrt werden. Bei manchen Paaren fällt diese Feier sogar pompöser aus, als die eigentliche Hochzeit: "Damals hatten wir ja noch nicht soviel Geld."
Eher zu Ehren der Frau wird der **30. Hochzeitstag**, die "**Perlenhochzeit**", begangen. Schließlich ist die Perle Symbol für weibliche Schönheit und Güte. Zugleich muss dieses Schmuckstück in Ehren gehalten werden .
Und das ist der Part des liebenden Gatten. "**Seifenhochzeit**" heißt im Volksmund der **32. Hochzeitstag** und ist wohl eine modernere Jubiläumserfindung. "**Leinwandhochzeit**" feiert das Paar am **35. Hochzeitstag**.
Dauerhaft und beständig wie Aluminium ist die Ehe nach **37,5 Jahren**; an diesem Tag wird daher die "**Aluminiumhochzeit**" gefeiert.
Nach **40 Jahren** steht die "**Rubinhochzeit**" an.

Ehe wir immer kostbarer

Paare, die sich vor **50 Jahren** das Ja-Wort gaben, feiern ihre "**Goldene Hochzeit**".
Zehn Jahre weiter **(60 Jahre)** ist die Ehe noch kostbarer geworden: Dann steigt das Fest der "**Diamantenen Hochzeit**".
Zwischendurch, nämlich nach **55 Jahren** Gemeinschaft, darf die "**Platin-Hochzeit**" nicht vergessen werden.

Eisern durchgehalten

Nach **65 Jahren** können sich die Ehepartner auf die "**Eiserne Hochzeit**" freuen, die Partner haben "eisern durchgehalten". "**Steinerne Hochzeit**" wird nach **67,5 Ehejahren** gefeiert. Liebe, Vertrauen und Zusammengehörigkeit sind im Laufe dieser langen Zeit unvergänglich wie Stein geworden.

Wer mit seinem Partner den **70. Hochzeitstag** erlebt, der kann die "**Gnadenhochzeit**" feiern, nach so vielen Jahrzehnten des gemeinsamen Lebens ist das ein Tag der Dankbarkeit und Gnade.

Nur wenige Paare werden die "**Kronjuwelenhochzeit**" erleben, an diesem Tag sind sie dann **75 Jahre** verheiratet.

8. Der Tod

Gerade der Tod ist im Münsterland mit viel Brauchtum, z.T. auch Aberglauben verbunden. So glaubt man, dass sich der Tod z. B. ankündigt durch langgezogenes Hundegebell oder wenn der Hund gegen den Himmel bellt. Ganz besonders gilt dies für das Schreien des Steinkauzes (der Eule); der Steinkauz fliegt gern dorthin, wo mitten in der Nacht noch Licht brennt, z. B. im Zimmer eines Schwerkranken. Viele Sprüche zeugen von der Volkstümlichkeit des Kauzes, z. B. "Kumm mett, Kumm mett!" (Komm mit, komm mitl!) oder "Kled di witt, et is Tied!" (Kleide dich (in) Weiß, es ist Zeitl!).
Wenn der Kauz, genannt auch der "Daudenvuegel" (Totenvogel), in der Nähe des Hauses rief, darin sagte man wohl: "De neichste Tied geiht hier einer daut - de Eul het sau schreyt" (In der nächsten Zeit stirbt hier jemand - die Eule hat so geschreit). Als Vorboten des Todes galten z. B. auch folgende Begebenheiten: wenn ein Apfelbaum im Herbst wieder blühte, ein Baum plötzlich dürr wurde oder wenn eine Tür alleine aufging (dann, so meinte man, käme der unsichtbare Tod herein).
Wenn vor dem Ersten Weltkrieg, z.T. auch noch zwischen den Kriegen, jemand so schwer erkrankte, dass mit seinem Tode gerechnet werden musste, so fuhr der erste Nachbar schnell mit der Kutsche ins Dorf, um den Pfarrer zu holen, damit dieser die Sterbesakramente, die "Letzte Ölung", spendete. Der Küster besorgte einen Messdiener, während der Pfarrer den Versehgang vorbereitete. Wenn bei diesem Gang Dunkelheit herrschte, so hielt der Messdiener unterwegs die "Latüchte" (Laterne) aus dem Kutschwagen, um dadurch anzuzeigen, dass die Sterbesakramente zu einem Schwerkranken getragen wurden. Inzwischen zog der Küster das "Pengelglöcksken", damit die Gläubigen erführen, dass der Pfarrer mit den Sakramenten unterwegs war. Dies bezeichnete man als "Verseihgang" (Versehgang).

Anders als heute (wo man von "Krankensalbung" spricht) galt früher die "Letzte Ölung" als das Sakrament, das man keineswegs ohne Not, sondern praktisch nur im Angesicht des Todes empfangen sollte; es galt beim Volke als Zeichen des Todes. Wenn jemand seine Krankheit, während er die "Letzte Ölung" erhielt, überlebte, wurde dies als ein Wunder angesehen; denn nach allgemeiner Vorstellung durfte es nach der Letzten Ölung eigentlich nur noch den Tod geben.
Wenn es mit dem Kranken wirklich zu Ende ging, holte man die Nachbarn zum "Dautbiäden" (Totbeten), wobei die erste Nachbarin, die „Saoltmoer", die Sterbegebete sprach.

Das Bestellen

Gleich nach dem Todesfall überlegten die Hinterbliebenen mit der ersten Nachbarin gemeinsam, was alles zu tun sei. Sie brachte auch einige Laibe Brot mit, so dass es nicht notwendig war, im Trauerhaus zu backen. Dies wurde wohl aus Gründen der Pietät so gehandhabt, weil man spürte, dass das Brotmachen - also die Herstellung von etwas Neuem - mit der Tatsache, dass unter dem gleichen Dach der Tote aufgebahrt stand, nicht in Einklang zu bringen war.
Es oblag nun dem ersten oder auch dem zweiten Nachbarn, den Toten in der weiteren Nachbarschaft und in der Verwandtschaft anzusagen, "te bestellen", bei diesem "Bestellen" gab er auch den Zeitpunkt der Beerdigung an und das Lokal, wo hinterher Kaffee getrunken wurde. Dem ersten oder zweiten Nachbarn kam auch die Aufgabe zu, für die sechs Träger zu sorgen.
In einigen Orten läutete die “Totenglocke” nach dem Mittagsgeläut um 12 Uhr für ca. 1/2 bis 1 Stunde lang, um den Tod eines Dorfbewohners zu verkünden (z.B. auch heute noch in Capelle). Wenn jemand noch nicht informiert war, der fragte dann: “We is dann nu dout? - We hebbt se dann van dag an de Klock hangen?” (“Wer ist denn jetzt tot? - Welchen Toten verkündet die Glocke?”).

In Seppenrade gab es über Jahrzehnte (die Kriegs- und Nachkriegszeit bis 1970) eine "Anseggen", eine Frau, die sich in der Gemeinde gut auskannte und gegen Entgelt das Ansagen des Toten und der Beerdigung übernahm. Wenn sie von Haus zu Haus ging, sagten wohl die Leute: “We is dann nu all wier daut?" (Wer ist denn nun schon wieder tot?); einen besonderen "Spruch" sagte sie nicht, wohl aber am Schluss den Hinweis: "Männerverein un Mütterverein extro" (d. h. der/die Tote war Mitglied im genannten Verein); dies bedeutete, dass die betreffenden Vereine mit Fahne zur Beerdigung kamen. Allgemein wurde dieser Zusatz beim "Anseggen" als sehr wichtig angesehen. Durch das Bestellen wurden in der Regel zwischen 50 und 100 Familien erreicht.

Auf dem Baumberg zwischen Havixbeck, Nottuln und Billerbeck sagte noch bis in die jüngste Zeit der erste Nachbar (naigste Naober, rechte Naober) den Todesfall persönlich an. Dies gilt auch für die alte Dorflage Nottuln. Dort hatte bis zum Zweiten Weltkrieg die St.-Antoni-Bruderschaft einen eigenen "Boten", der die Mitglieder zu Beerdigungen einlud.

Das Bestellen hatte im übrigen seinen Sinn auch darin, dass in der Pfarrkirche ja nur die Sterbefälle der letzten zwei bis drei Tage genannt werden konnten; denn wenn jemand zwischen Sonntag und Mittwoch starb, war seine Beerdigung schon vor dem nächsten Sonntag gewesen.

Im Zusammenhang mit dem Bestellen müssen auch die sogenannten Totenbriefe gesehen werden: sie kamen vor dem Ersten Weltkrieg auf. Der Grund lag darin, dass Verwandte oder Bekannte durch das "Anseggen" nicht erreicht werden konnten, weil sie z. B. zu weit weg wohnten. Bei zunehmender Mobilität der Bevölkerung wurde der Anteil derer, die durch einen persönlichen Besuch nicht benachrichtigt werden konnten, immer größer. Diese erhielten dann einen "Daudenbreef" (Totenbrief). Heute ist es so, und zwar schon

seit einigen Jahrzehnten, dass grundsätzlich Totenbriefe verschickt werden; allerdings bleibt ein Rest persönlich Angesprochener. Diese werden zunächst persönlich (mündlich oder telefonisch) informiert und erhalten dann am Tage darauf zusätzlich noch den Totenbrief.

Das Einsargen und Aufbahren

Vor dem Ersten Weltkrieg übernahm der erste Nachbar das Einkleiden der Leiche, später kam auch des öfteren eine Schwester aus dem örtlichen Krankenhaus oder der Schreiner, der den Sarg lieferte und gleichzeitig "dat Insargen" (das Einsargen) besorgte. Auch gab es vielerorts die "Liekenfrau" (Leichenfrau), die den Toten wusch und einsargte.

Nach dem Waschen wurde der Tote mit dem weißen Totenhemd bekleidet, das zumeist vom Sarghändler mitgeliefert wurde. In Werne gab es zwischen den Kriegen das sog, "Siepenmännken", ein altes, hutzeliges Männchen mit einer dunklen ledernen Dreieckstasche (ähnlich dem gelben Hebammenköfferchen), der das Waschen, Einkleiden und Einsargen der Leiche übernahm. Weil er für das Waschen Seife (Siepe, Seip) brauchte, nannte man ihn das "Siepenmännken".

Zwischen den Kriegen noch war es in vielen Orten Brauch, dass einige Tage nach der Geburt eines Kindes elf Bretter bereitgestellt wurden: “five för de Waig un sess för de Daudenkist" (fünf für die Wiege und sechs für den Sarg, die Totenkiste"). Es war dann die Aufgabe des dritten Nachbarn, diese Eichenbretter, die sich der Tote zu Lebzeiten auf dem "Backhues" (Backhaus) zum Trocknen bereitgelegt hatte, zum Schreiner zu fahren, der daraus den Sarg fertigte. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg, in den fünfziger Jahren, konnte man manchen älteren Bürger aus den Bauernschaften treffen, der die Bretter für seinen Sarg schon seit Jahrzehnten fertig liegen hatte.

Nach dem Einsargen wurde der Tote im Hause aufgebahrt. Erst in der späteren Nachkriegszeit, den fünfziger und sechziger Jahren, wurde vielerorts durch gemeindliche Satzung verfügt, dass die Leiche in die Leichenhalle/Friedhofskapelle gebracht werden musste; bei zunehmendem Verkehr auf den Straßen wurden Beerdigungen zu einem Hindernis. Zudem starben dann auch die meisten Menschen nicht mehr zu Hause, in ihrer gewohnten Umgebung, sondern im nächstgelegenen Krankenhaus. Auch hygienische Gründe mögen für die Änderung des Aufbewahrungs- und Aufbewahrungsortes eine Rolle gespielt haben, besonders dort, wo in verstädterten Gegenden die Toten in Mietshäusern aufgebahrt werden mussten.
Die Leiche wurde im besten Zimmer, der "guten Stube", aufgebahrt oder auch in der Diele, wenn diese mehr Platz bot. Der Tote wurde mit der Totendecke zugedeckt, um die gefalteten Hände wurde ein Rosenkranz gelegt; dazu hielt der Tote einen kleinen Blumenstrauß in der Hand - so ist es auch heute noch. An der Wand des Zimmers war ein großes Kreuz, dazu links und rechts je eine Kerze am Sarg sowie Lorbeerbäume.

Die Nachtwache und das Beten

In den Bauernschaften wurden von jeweils zwei Nachbarn auch die Nachtwachen (Totenwachen) gehalten, und zwar in dem gleichen Raum, in dem der Tote aufgebahrt war. Dies war auch in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg noch der Fall, sie hörten erst auf, als die Leichenhallen kamen, in denen natürlich keine Nachtwachen gehalten werden konnten.
Wie Seppenrader Gewährsleute berichteten, soll der Brauch der Nachtwache vielleicht auch darauf zurückzuführen sein, dass es früher - im Gegensatz zu heute - viel Mäuse und auch Ratten auf den Bauernhöfen gab, die dann möglicherweise auch im Aufbahrungszimmer ihr Unwesen treiben konnten. Neben diesen rein

nützlichen Erwägungen aber war es wohl in erster Linie ein Ausdruck der Achtung und Liebe, die man dem Toten entgegenbringen wollte, wenn man Nachtwache bei ihm hielt. Bis in die sechziger Jahre hinein kamen die Nachbarn an drei aufeinander folgenden Abenden zum "Beten" (Biädden) im Trauerhaus zusammen, meistens gegen 19 oder 20 Uhr. "Dat Biädden" dauerte zwischen 20 und 60 Minuten und fand in der Diele oder der Küche statt - nicht jedoch im "besten Zimmer", wo der Tote aufgebahrt war. Es war selbstverständlich, dass dabei gekniet wurde; zu diesem Zweck wurden lange Bretter auf jeweils zwei Stühle gelegt, so dass man sich darauf abstützen konnte.

Der erste Nachbar oder eine andere geeignete Person betete vor; gebetet wurden der schmerzreiche Rosenkranz mit dem Zusatz: ".... der sich der armen Seele erbarmen wolle!", die Litanei für die Armen Seelen/Verstorbenen usw.

Als die Gemeinden dazu übergingen, in den sechziger und siebziger Jahren Friedhofshallen mit Kapellen zu bauen, wurde die Leiche dort aufgebahrt, und das Beten fand für eine Übergangszeit von mehreren Jahren entsprechend altem Brauch trotzdem noch abends im Trauerhause statt, bis sich die Regelung durchsetzte: einmaliges Beten in der Pfarrkirche. So ist es heute. Die Benachrichtigung über das Beten in der Kirche erfolgte entweder durch Totenbrief oder mündlich.

Zum Beten kam früher die gesamte Nachbarschaft zusammen, nicht nur ein Vertreter aus jedem Hause, sondern alle bis auf einen, der das Haus hüten musste; auch die erwachsenen Kinder gingen mit. So waren immer zwischen 30 und 50 Personen im Trauerhause beim Beten zugegen. Am dritten, dem letzten Abend bedankten sich die Familienangehörigen bei den zum Beten gekommenen Nachbarn: "Besten Dank för"n Beseuk un för't Biädden!" (Besten Dank für den Besuch und das Beten!).

9. Die Beerdigung

Am Beerdigungsmorgen kam der Schreiner und nagelte den Sarg zu; die Anwesenden, die in den Minuten vorher vom Toten Abschied genommen hatten, beteten derweil drei Vaterunser und Gegrüßet-seist-Du-Maria. An manchen Orten wurde der Sarg aber noch nicht sofort geschlossen, sondern zunächst aus dem "guten Zimmer" hinausgetragen und beim Herdfeuer kurz abgesetzt, dann auf die Tenne gebracht, wo die Anwesenden den Toten ein letztes Mal sehen und sich von ihm verabschieden konnten. Das Absetzen vor dem Herdfeuer und auf der Tenne sollte auch bedeuten, dass auch der Tote sich verabschieden sollte (beim Herd von seiner Familie, auf der Tenne von den Tieren).

Die Beerdigung nahm dann auch von der Tenne aus ihren Weg, und zwar wurde der Tote im Sarg mit den Fußenden vorne herausgetragen. Dieser Brauch wird auch als Abwehrzauber interpretiert: der Tote soll nicht als “Miedergänger" zurückkommen. Ein drittes Mal wurde der Sarg vor dem Tennentor abgesetzt; so sollte sich der Tote vom Grund und Boden der Väter, auf dem er sein ganzes Leben zugebracht und gearbeitet hatte, verabschieden.

Die Teilnahme an der Beerdigung - in der Regel um 8 oder 9 Uhr, im Winter etwas später - war eine wichtige Sache, weil damit die familiäre oder verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit zum Ausdruck gebracht wurde. Daher war es selbstverständlich, dass auch Cousinen und Vettern, sogar Nichten und Neffen kamen. Die engere und weitere Nachbarschaft gehörte ebenso selbstverständlich dazu.

Als es noch keinen Leichenwagen gab (diese wurden zumeist vor oder nach dem Ersten Weltkrieg angeschafft), wurde der Sarg auf einem mit Tannengrün geschmückten Ackerwagen zum Friedhof gefahren. Dieser Flachwagen wurde "Sackringstenwagen" oder

"Müell'nwagen" genannt. Die "Ringsten" war ein Holzrahmengestell mit starken (ca. 1 cm dicken) Latten/Brettern. In Verbindung mit Sack" bedeutete dies, dass auf einem solchen "Sackringstenwagen" auch gut Säcke gefahren werden konnten (z.B. Kornsäcke zur Mühle); auch das Getreide auf dem Halm wurde damit vom Acker eingefahren. "Müell" - das ist die Bezeichnung für die Getreidemühle, die damals noch in allen Dörfern vertreten war. Mit dem "Müell'n-wagen" konnte das Getreide also in Säcken zur Mühle und das Mehl wieder nach Hause gefahren werden.

Der Flachwagen wurde immer von schwarzen Pferden gezogen, wenn es sie nicht gab, wurden die Pferde mit einem großen schwarzen Tuch bedeckt. Unter den Pferden durfte keine tragende Stute sein.

Eine Besonderheit gab es - soweit feststellbar - in Seppenrade: Beim Seelenamt in der Kirche (vor der Beerdigung) blieb der Sarg draußen auf dem "Ringstenwagen" oder Leichenwagen, während in der Kirche die sog. "Rast" aufgebaut wurde. Hierbei handelte es sich um ein im vorderen Altarraum aufgebautes Sarg-Oberteil mit schwarzem Tuch, eine Tumba - dies sollte den Sarg versinnbildlichen. Diese "Rast" wurde seit Menschengedenken aufgebaut; als die Leichenhalle er-richtet wurde, war es mit diesem Brauch zu Ende.

Die Verwandten und Nachbarn, die am Leichenzug teilnahmen, trugen schwarze Kleidung: die Männer gingen im Gehrock oder Cut mit Zylinder. Später wurde statt des Gehrocks ein schwarzer Anzug mit Zylinder getragen, wobei jedoch der Zylinder (der ca. 1910 einge-führt worden war) in den siebziger Jahren aus der Mode kam.

Wenn recht viele Menschen an der Beerdigung teilnahmen, so sagte man: "Dat was ne lange Liekl" (Das war eine lange Leiche!) oder: "Dat wass'n anseihnlick Naofolgen!". Auf dem Friedhof trugen die sechs Träger den Sarg, wo sie ihn nach der Ansprache des Pfarrers in die Erde senkten. Träger waren die Nachbarn.

Wer persönlich durch den "Ansegger" oder die "Anseggerin" eingeladen worden war oder durch einen besonderen Hinweis im Totenbrief, ging zum anschließenden Kaffeetrinken. Ganz besonders waren hier jene gemeint, die mit der Kutsche oder der Bahn von außerhalb anreisen mussten. Das Kaffeetrinken wurde von jeher in der Wirtschaft des Dorfes gemacht; in der Regel gab es Streuselkuchen zum Kaffee. Es konnte auch schon mal passieren, dass jemand versehentlich nicht zur Beerdigung bzw. zum Kaffee eingeladen war, aber dann doch bei der Beerdigung zugegen war; dieser wurde an der Kirche oder auf dem Friedhof nachträglich zum Kaffeetrinken eingeladen: "Goh met tau'm Kaffeedrinken in de Wirtschaft!". (Komm mit zum Kaffeetrinken in die Wirtschaft!"). Ein Mittagessen am Begräbnistage ist heute nicht mehr üblich, weil die Beerdigungen in der Regel des Nachmittags stattfinden. Früher wurden zum Mittagessen ins Trauerhaus jene eingeladen, die zur engsten Verwandtschaft gehörten und von außerhalb angereist waren. Die ersten beiden Nachbarn besorgten das Auftragen der Speisen. Üblich war und ist es, dass nach dem Kaffeetrinken am Nachmittag (oder früher nach dem Mittagessen) das frische Grab auf dem Friedhof besucht wurde. Die Friedhofsgärtner ("Daudengräwers") hatten in der Zwischenzeit das Grab mit einem provisorischen Holzkreuz versehen, und auch die Blumen und Kränze waren auf dem Grabhügel niedergelegt worden.
Abschließend sollen noch kurz die sog. Sterbebildchen ("Daudensierdel" = Totenzettel) erwähnt werden, die bei einem Opfergang im Seelenamt, nach der Beerdigung am Friedhofstor oder an der Kirche verteilt wurden, wie es auch heute noch fast überall gemacht wird. Das Sterbebildchen, zwei- oder vierseitig, zeigt auf der Vorderseite entweder ein Foto des Toten oder ein Bild der Gottesmutter Maria bzw. des Gekreuzigten, dann folgt ein kurzer Lebenslauf und evtl. ein Gebet für den Toten. Dieser Totenzettel hatte Platz im Gebetbuch.

10. Der Tagesablauf auf dem Bauernhof

(Essen, Trinken, Arbeiten, Feierabend)

Der Tagesanfang und das erste Frühstück

Im Sommer standen Bauersleute und Kötter in der Regel um fünf Uhr auf; allerdings war die Nacht noch früher zu Ende, und zwar gegen vier Uhr, wenn die Zeit des Grasmähens (Ende Mai/Anfang Juni) und des "Kornbaus" (Erntezeit) gekommen war. Vor allem das Gras musste vor Tag, wenn es noch nass vom Tau war, geschnitten werden: Es war dann leichter zu schneiden. Bei aufstehendem Korn war es umgekehrt: Je trockener es war, desto schneller konnte geschnitten werden.

Im Winter wurde zwar allgemein später aufgestanden; aber wenn Dreschzeit war, so wurde sehr früh mit der Arbeit begonnen, wie im Sommer, nämlich um fünf Uhr.

Die Frauen und Kinder, die nicht beim Dreschen halfen, besorgten zur gleichen Zeit das Melken der Kühe, das Füttern der Tiere und das Putzen der Pferde.

Bemerkenswert ist, dass diese Arbeiten "mit leerem Magen" begonnen und getan wurden. Erst zwischen sechs und sieben Uhr gab es das erste Frühstück, das im Sommer aufs Feld oder in die Wiese ("no de Maiers" = zu den Mähern) gebracht wurde.

Das erste Frühstück bestand - im Sommer und Winter gleichermaßen, aus sog. "Fettsoppen". Es handelte sich dabei nicht um eine "Fettsuppe": Diese Übertragung ins Hochdeutsche wäre falsch. Die "Fettsoppen" bestand aus "Knabbeln" (getrocknete Weißbrotstücke - heute noch bekannt und handelsüblich), die in heißem Wasser aufgeweicht worden waren, dazu ausgelassenen Speck (im Spätherbst und Winter), wurde Fett und Schmalz; dies wurde warm gegessen, zumeist aus der Pfanne. Diese "Fettsoppen" sind heute noch hier und da üblich. Kaffee oder heiße Milch zum ersten Frühstück waren

unbekannt; Milch gab es vornehmlich für Kinder, denen die Fettsoppen nicht schmeckte.

Das zweite Frühstück

Dies wurde - vom Frühjahr bis zum Herbst, immer dann, wenn draußen gearbeitet wurde - gegen 9 bis 9.30 Uhr aufs "Land", in den "Kamp" oder zum "Brink" gebracht, je nachdem, wo der Bauer oder Kötter gerade seine Arbeit tat. Dieses zweite Frühstück bestand aus: Weißbrot (Stuten) oder Schwarzbrot (Braut) mit Butter oder Schmalz, Rübenkraut, Marmelade, verschiedenen Wurstsorten (zumeist Blutwurst oder Leberwurst, seltener Mettwurst) oder weißem Käse (nicht: Handkäse); abgedeckt wurde dies mit Pumpernickel. Schinken war selten als Brotaufschnitt zu finden; er wurde als zu kostbar angesehen, um draußen gegessen zu werden. Freitags gab es weder zum Frühstück noch zu den übrigen Mahlzeiten Fleisch oder Wurst, sondern nur Käse, Rübenkraut oder Marmelade - gleiches galt für die Fastenzeit.

Alles, was es zum Frühstück gab, vom Brot und Aufschnitt bis zum Kaffee, wurde auf dem Hof selbst hergestellt oder zubereitet. Zum Trinken gab es beim zweiten Frühstück "Kornkaffee", selbst geröstet und gemahlen aus Roggen, oder Malzkaffee, geröstet aus Gerste; denn Bohnenkaffee war auf dem Lande früher so gut wie unbekannt (ein Pfund kostete vor dem Ersten Weltkrieg 60 Pfennig). Zum "Kornkaffee", den es vornehmlich gab, sei noch folgendes angemerkt: Etwa einmal im Monat wurde der Kaffee gebrannt/geröstet. Sauberer Roggen kam in einen schweren gusseisernen Topf - dessen Deckel in der Hälfte geteilt war- auf den Herd und wurde dort geröstet. Dabei wurde immer wieder die Kurbel gedreht, damit das Korn gleichmäßig geröstet wurde. An jeder Seite konnte man eine Deckelhälfte hochstellen, um nachzusehen, wie der Röstvorgang vor sich ging. Wenn der Deckel geöffnet wurde, entstieg dem Topf stark riechen-

der, aber nicht unangenehmer Dampf, der sich im ganzen Haus verbreitete. Nach diesem Rösten, das ca. fünfzehn bis zwanzig Minuten dauerte, wurde das Korn in der Kaffeemühle ("Müell") gemahlen. Schließlich wurde der gemahlene Kaffee mit "Zuckreih" (Zichorie) vermischt. Dies bedarf einer Erläuterung: Zichorie, von der Hausfrau im Garten gezogen, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Schwarzwurzel, ist aber etwas länger und dicker. Sie wurde als letztes geerntet, und zwar nach Allerheiligen. Nach dem "Abschrappen" (Abkratzen) sah sie weiß und blank aus, wurde in Würfel geschnitten und auf den "Hüörns" im Backofen getrocknet. Die getrockneten Würfel wurden dann zur Zichorien-Mühle gebracht, dort gebrannt und gemahlen. Am Ende wurde die Zichorie zu Stangen, ca. fünfzehn bis achtzehn Zentimeter lang und drei bis vier Zentimeter dick (ähnlich den heutigen Marzipan-Stangen), verarbeitet; diese Stangen, trocken, aber etwas klebrig, kamen dann in den Handels Zichorien-Mühlen bzw. Kornkaffeebrennereien gab es in fast jeder Gemeinde. In der Kornkaffeebrennerei Mangels in Ascheberg wurde noch nach dem Zweiten Weltkrieg gebrannt.
Was geschah nun weiter mit der Zichorienstange? Wenn im Hause Kornkaffee zubereitet wurde, brach man ein kleines Stück von der Stange ab und gab es zum gemahlenen Kornkaffee bzw. Malzkaffee, darauf kochendes Wasser. Der Sinn, Zichorie beizugeben, bestand darin, dass der Kaffee dunkel werden und einen etwas stärkeren Geschmack erhalten sollte. Wenn zuviel Zichorie beigegeben war, schmeckte der Kaffee bitter ("Dat is de reinste Zuck'rei" = Das ist die reinste Zichorie!). An manchen Stellen gab es auch ein sog. Doppelmaß, d. h. ein größeres Lot für Kaffeemehl und daneben oder darunter ein kleineres für Zichorie.

"Wuorstebraut" = Das Frühstück im Winter

Im Winter fiel das Frühstück besonders kräftig aus. Während der

allgemeinen Schlachtzeit, von Oktober bis März war das "Wuorstebraut" (Wurstbrot) eine regelrechte Delikatesse. Dieses Wurstbrot hatte die Form von faustgroßen Klumpenstücken (gut ein Pfund schwer); hier oder dort wurden dafür auch Leinenbeutel gebraucht, wie z. B. in Billerbeck, wo man sie als "Büehlwuorst" (Beutelwurst) bezeichnete.

Es bestand entweder aus Roggenschrot, Blut, kleinen Speckwürfeln und "Schriewen" (ausgelassenen Speckstückchen, hellbraun bis gelblich aussehend) oder aber aus Weizenmehl und den gleichen Zutaten - aber ohne Blut; dadurch bekam es ein hellgraues Aussehen. Das Wurstbrot wurde in Scheiben geschnitten und in der Pfanne mit Schmalz und Schriewen gebraten. Manchmal wurden auch - um einen etwas süßeren Geschmack zu erreichen - Apfelstücke oder Apfelscheiben zugelegt. Diese angebratenen Wurstbrotscheiben aß man zu Schmalz- und Butterbroten oder legte sie einfach auf. In vielen Häusern gab es so zubereitetes Wurstbrot auch schon mal zum Mittagessen und Abendbrot.

Schließlich muss noch eine beliebte Abwandlung bei der Verwendung von Wurstbrot erwähnt werden; nämlich das "Prurks". Hier wurde das Wurstbrot nicht in Scheiben, sondern in kleine, unregelmäßig geformte Stücke geschnitten und in einer hohen Pfanne oder einem großen Topf auf Schmalz und Sohriewen (oft auch mit Apfelstücken vermischt) gekocht. Es wurde aus der Pfanne oder dem Topf gegessen.

Wurstbrot - gebraten und gekocht - war nicht nur wohlschmeckend, sondern auch stärkend, wenngleich es manchem schwer im Magen lag. Aber dies bereitete ehedem, als der Bauer noch überwiegend schwere körperliche Arbeit tun musste, keine großen Schwierigkeiten. Wurstbrot wurde aber nicht nur in gebratenem oder gekochtem Zustand gegessen, sondern ebenso gern auch roh: Die Schnitten wurden mit Butter und Rübenkraut versehen; das Rübenkraut milderte

dabei die Schwerverdaulichkeit des Wurstbrotes.
In den sechziger und siebziger Jahren kam das Wurstbrot fast ganz "aus der Mode" - aber seit Anfang der achtzigerJahre ist es wieder bekannt und beliebt. Entweder fällt es bei der Hausschlachtung an (pro Schwein etwa fünfzehn bis zwanzig Wurstbrote), oder es wird in der Metzgerei zubereitet.
Das zweite Frühstück im Winter (auch zur Frühjahrs- und Herbstzeit) konnte aber auch noch aus einer anderen oder zusätzlichen Bereicherung bestehen: der "Pann met Schieb'n" (Pfanne mit Scheiben). Hierbei handelte es sich um Kartoffeln, in Scheiben geschnitten: Genauer gesagt wurden sie - wie heutzutage die Pommes frites - in rechteckige längliche Stücke geschnitten. Zuerst wurden Speckschwarten oder Speckstückchen (am besten vom durchwachsenen Speck) in der Pfanne ausgelassen, kleingeschnittene Zwiebeln und Öl oder Butter zugegeben; dann kamen die "Schieb'n" dazu und etwas Wasser (ca. einen Zentimeter hoch in der Pfanne) und Salz. Ab und zu mussten die "Schieb'n" umgedreht werden. "Schieb'n in de Pann" sind auch heute noch oder wieder in vielen Familien bekannt und beliebt.

Das Mittagessen an Werktagen

Da der Tag auf dem Lande - sowohl im Winter als auch im Sommer- früh anfing, war auch das Mittagessen entsprechend zeitig, nämlich um zwölf Uhr. Die Mittagsmahlzeit bestand aus einem Teller "Melksopp" (Milchsuppe) mit Knabbeln (im Sommer auch kalt) oder heißer Milch mit Sago oder Reis (jedoch keine Nudeln); manchmal gab es auch, als etwas Besonderes, "Eibetten" (Erdbeeren) in der Milch. Die Hauptmahlzeit bestand aus "Düörnanner", "Düörnannerkuokt" oder "Düörgemös" (Durcheinander, Durcheinandergekochtem oder Durchgemüse); mit diesen Bezeichnungen war das gleiche gemeint: Kartoffeln und Gemüse untereinander gekocht. Im einzelnen also: Kartoffeln ("Äerdappels") und Gemüse, und zwar

entweder Wurzeln ("Wuorteln"), gelbe Rüben ("Räeub'n"), Grünkohl ("Moos"); Grünkohl musste am besten schon einmal im Garten durchgefroren sein. Dazu gab es in der Pfanne ausgelassenen Speck und - allerdings nur zu "Moos" - ein Endchen Mettwurst ("en Endken Wuorst"). Sonst gab es ein Stück durchwachsenen Speck, gekocht. Zum Durcheinandergekochten mit Grünkohl ("Düörnannerkuokt met Moos") gab es in der Regel (ab November) "Winterkürtel"; d. h. die Winterbirnen wurden, etwa ein Dutzend, im Topf oben aufgelegt und zusammen mit den Kartoffeln und dem Grünkohl gekocht.
Ein weiteres Gericht bestand aus "Fitzebauhnen met Winterkürtel" (Fitzebohnen, ca, zehn Zentimeter lange Bohnen; diese Bohnen wuchsen an "Fitzebauhnenstaken" (drei bis fünf Meter langen Stökken/Stäben), die überkreuzt gesetzt wurden.
Erwähnt werden soll auch die beliebte Erbsensuppe mit "Miäl's Pankoken" (Mehlpfannkuchen) - vor allem freitags und in der Fastenzeit; im Winter gab es auch oft gekochte Rippchen oder gebratene Mettwurst. In der Schlachtzeit besonders geschätzt war der "Panhas" (oder Pannas): Pann(h)as hat wohl etwas mit Pfanne zu tun, nichts jedoch mit einem Hasen. "Pannas" bestand aus Schweinsbrühe mit Schriewen; es wurde aus dem "Letzten" beim Wurstmacken gewonnen.
Als Nachtisch gab es Kompott oder ein Glas Eingemachtes (Pflaumen, Birnen, Stachelbeeren oder Johannisbeeren) aus dem Keller. Pudding kam nur sonntags oder an Feiertagen auf den Tisch.

Das Mittagessen an Sonntagen

Während es beim Sonntags-Frühstück keine Abweichungen zum Werktags Frühstück gab, war dies beim Mittagessen sehr wohl der Fall: Es gab grundsätzlich kein "Durcheinander-Gekochtes". Das war ein ungeschriebenes Gesetz: Man wollte durch ein anders gestaltetes Hauptgericht am Sonntag einen Unterschied zum Werktag zum Ausdruck bringen. Zunächst gab es eine Rindfleisch oder Hühnersuppe

mit Klößen, dann: Salzkartoffeln und Fleisch - hierzu wurden meist ein oder zwei Gläser Eingemachtes geöffnet. Frisches Fleisch gab es ja weder im Sommer noch im Winter (von zwei bis drei Schlachttagen abgesehen). Das Kaufen von Fleisch in der Metzgerei war gänzlich unbekannt.
Der Nachtisch bestand aus Pudding, in der Regel dickem Reis mit "Cammeel" (d. h. beim Kochen wurde eine Zimtstange in den Reispudding getan). Eine Sonntags-Spezialität war das sog. "Tuttifrutti": Hierbei wurden Johannis- oder Stachelbeeren aus dem Glas mit Vanillepudding überdeckt (sog. Stärkepudding). Der Pudding wurde - und auch das nur sonntags - mit ein oder zwei Eiern versetzt.

Das Abendbrot
Zum Abend gab es, sowohl im Winter als auch im Sommer, in der Regel Aufgewärmtes vom Mittag; es wurde also zu Mittag gleich für den Abend mitgekocht. Dazu gab es - besonders in den Monaten September bis November Pfannkuchen von frischen Kartoffeln; sie wurden als Delikatesse angesehen. Dann gab es noch Mehlpfannkuchen, mit oder ohne Speck. Schließlich war "bi de Lüe op'n Sand" (bei den Leuten, die auf trockenen Böden wohnten - also ärmeren Bauern oder Köttern) der "Baukweitenpannkauken" (Buchweizenpfannkuchen) bekannt."
Sonntag abends gab es auch Bratkartoffeln (wobei die Salzkartoffeln vom Mittag nun angebraten wurden), und statt Fleisch reichte man Eier, meistens Spiegeleier mit oder ohne Speck.

"De Ümtiet" / "Imtiet" / "Imstiet"
Hierunter versteht man die Zeit, bevor die Immen (Bienen) fliegen, die Zeit vor dem Frühstück. Es gab z. B, die Redeweise: "lk häw vör de Imstiet all wat maakt!" (Ich habe schon vorher etwas gemacht!), so z. B. bei Handwerkern, die normalerweise um sieben Uhr mit ihrer

Arbeit anfingen und zum Ausdruck bringen wollten, dass sie "vorher" auch schon gearbeitet hatten. Dabei ging es z. B. um: "Grass schnieen" = Gras schneiden, "Haih afflad'n" = Heu abladen, "Greunfooh hahlen" = Grünfutter holen, "Saißen dengeln" = Sensen schärfen, "för de Piär wat schnieen" = für die Pferde etwas schneiden, "Klaower för de Piär hahlen" = Klee für die Pferde holen.

Es war, wie bereits oben ausgeführt, üblich, dass man bei diesen Arbeiten, die "vorher" gemacht wurden, nüchtern blieb. Und das konnte manchmal, besonders im Sommer, zwei bis drei Stunden ausmachen. Der Bauer machte in der "Imstiet" auch den "Suorgpott" (Schweinetopf) an; bis in die fünfziger Jahre hinein wurden die Schweine noch dreimal am Tag gefüttert, u. a. auch warm. Hierzu wurden Runkeln, Rüben usw. im Schweinetopf gekocht, dazu auch Kartoffelschalen und andere Abfälle aus der Küche. Gefeuert wurde mit "Buschken"; es handelte sich dabei um trockene Zweige und Äste, die in Bündeln zusammengefasst waren (sprachl. Ableitung von "Busch" = niedriger Wald). Der Ausdruck "Buschken stuorken" bedeutet: "mit Buschken feuern."

Beim Melken, das ebenfalls in der "Ümtiet" oder "Imstiet" stattfand, waren auch die Kinder, wenn sie zehn bis vierzehn Jahre alt waren, eingespannt, ebenso zum Füttern und Putzen der Pferde. Wo ein "Öhm" (ein unverheirateter Onkel) im Hause war, war dies "Öhms Arbeit". Eine weitere leichte Arbeit für die Kinder war auch das "Piärstall-Lieken" oder "Kaustall-Lieken" (lieken = graah maken = gerade, eben machen), d. h. wo die Tiere gestanden oder gelegen hatten, war das Stroh fest geworden; dieses wurde dann, wenn es noch gut war, aufgelockert und mit weiterem frischem Stroh ergänzt.

In der Ümtiet wurden auch die Kälber mit Milch getränkt; dies nannte man "Kalwer biörn'n". Die Kälber waren zumeist auf der Tenne in den Ecken untergebracht, hinter Bretterverschlägen, wo sie es warm hatten - also getrennt von den Kühen. Das Kalb durfte jedoch

nicht die sog. "Biestmiälk" (Biestmilch) bekommen, d. h. die erste Milch von der kalbenden Kuh in den ersten drei Tagen. Diese Milch war wegen ihres sehr hohen Fettgehaltes für das Kalb ungeeignet, ebenso ungeeignet war sie für die Zubereitung von Butter. Es wurde vielmehr guter Käse daraus gemacht.
Auch die Molkereien nahmen diese Milch nicht an; sie schmeckte bitter und war, wie gesagt, sehr fett. Zu gebrauchen war sie z. B. für das Backen von "Stuten" (Wittbraut = Weißbrot); dadurch erhielt der "Stuten" eine goldgelbe Farbe. Aber es war Geschmacksache, diese "Biestmiälk" dafür zu verwenden.

"De Unnerstunn"

Zur "Unnerstunn" (Unterstunde, Ruhezeit nach dem Mittagessen) soll folgendes angemerkt werden: Die "Unnerstunn" gab es nur im Sommer, genau in der Zeit vom 1. Mai bis zum 8. September. Am 8. September ist das Fest Mariä Geburt. Ein Sprichwort sagt: "Mariä Geburt is de Unnerstunn ut, sind de Nüett guet un de Swalb'n furt!" (Zu Mariä Geburt ist die Unterstunde vorbei, sind die Nüsse gut und die Schwalben fort!)
Wenn schon in der "Ümtiet", also der Zeit vor dem ersten Frühstück, die Versorgung der Tiere im Vordergrund stand, so war dies auch in der "Unnerstunn" so: Es ging in erster Linie nicht um den Bauern, den Menschen, sondern um die Pferde. Es war ja Sommerzeit, die Pferde hatten auf dem Felde hart gearbeitet; sie mussten nun gefüttert werden und ruhen. Man konnte ja z. B. auch kein Wasser zum Tränken der Pferde aufs Land schicken. Die Unterstunde dauerte jeweils von zwölf bis vierzehn Uhr. In dieser Zeit wurden zunächst die Pferde mit Wasser, Häcksel, Hafer usw. versorgt; die Bauersleute aßen und ruhten sich danach ein wenig aus.
Der Vormittag war wie folgt abgelaufen: Nach dem Frühstück um sieben Uhr wurden die Pferde angespannt; um 11:30 Uhr wurde mit

der Arbeit auf dem Felde Schluss gemacht. In der Mittagszeit während der sog. Unnerstunn - mussten auch die Kühe gemolken werden, meistens besorgt von der Bäuerin und den Mägden, und zwar draußen auf der Weide. Ab dem 8. September gab es keine Unterstunde mehr. Das letzte Heu (zweiter Schnitt = de twee'e Schnitt = de twee'e Mahd = de Nohmahd, also die Nach-Mahd) war eingebracht worden, und man begann damit, die Kartoffeln "auszumachen". Mit dieser Arbeit fing man - nach einer recht kurzen Mittagszeit - schon gegen 13 Uhr an. Diese Zeit war auch für die Pferde nicht ungünstig, da sie um diese Jahreszeit während der Mittagszeit nicht mehr zu schwitzen brauchten, wenn z. B. die Kartoffeln ausgepflügt wurden. Dafür war es dann abends schon gegen 19 Uhr dunkel.
Während der Unterstunde gab es nachmittags um 16 Uhr Kaffee auf dem Feld, in der übrigen Zeit schon um 15 Uhr (es wurde ja auch eine Stunde früher angefangen, statt 14 Uhr schon um 13 Uhr). Entweder wurde der Kaffee mit den Broten gleich um 13 Uhr den Leuten mit aufs Land gegeben oder aber später nachgebracht. Das Nachbringen war zumeist eine Aufgabe für die Kinder.
Was gab es zu essen? Zur Winterzeit gab es Schmalzbrote und zur Sommerzeit Butterbrote (ohne Belag). Kartoffelnlesen war allerdings etwas Besonderes, und dies drückte sich auch dadurch aus, dass für diese Tage die Butterbrote belegt wurden; auch frischer Pflaumenkuchen war beliebt. Beim Kartoffellesen - wo auch oft Kinder aus dem Dorf mithalfen und einige Groschen dafür bekamen wurde auch Wert darauf gelegt, dass vom selbstgebackenen weißen Stuten die größten Scheiben aus der Mitte genommen wurden. Dann kam der Kommentar der Kinder: "Do goh wie naichstes Maol wier henn - do gifft den gröttsten Stuten!" oder: "Do gifft Prumenkauken/ Appeltat!" (Da gehen wir das nächste Mal wieder hin, da gibt es den größten Stuten [Brot], oder: Da gibt es Pflaumenkuchen/ Apfeltaschen!)

"De Fieraobend" (Der Feierabend)

Nach dem Abendessen ruhte die Arbeit, d. h. in Zeiten besonderer Arbeitsbelastung (z. B. beim Einfahren des Getreides oder in der Kartoffelernte) wurde - auch in Anbetracht möglichen Wetterumschwungs - schon mal bis zum Anbruch der Dunkelheit gearbeitet. Dann wurde ausnahmsweise um 20 oder 21 Uhr zu Abend gegessen. In der Winterzeit war im Feierabend das häusliche Spinnen eine Hauptbeschäftigung: Bis zum Ersten Weltkrieg wurde Schafswolle gesponnen - aber es kam schon in den Jahrzehnten davor immer mehr aus der Mode, weil die Spinnereien/Webereien diese Arbeit rationeller durchführen konnten. Im "Dritten Reich", so um 1937, wurde das Flachs-Spinnen eingeführt; man wollte unabhängig sein vom Baumwoll-Import. Im Zweiten Weltkrieg selbst machte man aus der Not eine Tugend, und es wurde das Flachs-Spinnen verstärkt. Auf vielen Bauernhöfen hatten die Mägde, als eine Art Deputat, am Hof ein eigenes kleines Stück Land, das sie mit Flachs bebauen konnten für den eigenen Bedarf. Das Flachs-Spinnen war auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch üblich, und zwar bis 1950. Heute wird es nur noch als Hobby betrieben.

Die wichtige Vorschrift der Fastenzeitfleischloses Essen wurde sehr genau beachtet. Diese Zeit dauerte von Aschermittwoch bis Ostern (nach dem Vorbild Jesu, der vierzig Tage fastete). Fisch war, im Gegensatz zu heute, wegen der fehlenden Kühlmöglichkeiten auf dem Lande nicht so bekannt. Allerdings gab es an einem Tage, dem Aschermittwoch, fast ausnahmslos Fisch, nämlich Hering; dazu wurden graue Erbsen gereicht. Es war der sog. "Astre-Dag" (Aschentag). Die Salzheringe waren selbst gewässert und eingelegt worden. Dazu gab es oft auch die bekannte Weinsuppe ("Wiensopp").Die Vorschrift des fleischlosen Essens brachte es mit sich, dass meistens sog.

"Hälmkes-Kost" genommen wurde; dies bedeutete: Kost von allem, was auf dem Halm gewachsen war. Bekannt war auch "Kartuffelsopp met Struwen".

Es war auf dem Lande selbstverständlich, aber es soll trotzdem erwähnt werden, dass Erwachsene und Kinder Plattdeutsch sprachen. Selbst wenn die Kinder in der Schule Hochdeutsch sprachen - zu Hause sprachen sie untereinander und mit den Eltern Plattdeutsch. Heute geht der Anteil derjenigen, die Plattdeutsch sprechen, auch auf dem Lande immer weiter zurück.

Eine weitere Selbstverständlichkeit war es, dass vor und nach dem Essen gebetet wurde. "Dat Vöerbiädden" (das Vorbeten) war meist Aufgabe eines heranwachsenden Kindes. Mit dem Essen selbst wurde erst dann angefangen, wenn auch der Bauer begann; und wenn dieser den Löffel oder die Gabel hinlegte, mussten auch die übrigen zu Ende kommen. Von daher ist auch das in früheren Zeiten bekannte schnelle Essen auf den Bauerhöfen verständlich.